Artes 151

C

Farbenkunde

für

Mahler

und

Liebhaber der Kunst

von

Johann Leonhard Hoffmann.

Art. (8°)
151.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Erlangen,
bei Johann Jakob Palm.
1798.

Der

Königlich Preußischen

Akademie bildender Künste

und

mechanischer Wissenschaften

gewidmet

vom

Verfasser.

Zur
K. Stadtbibliothek
in Regensburg

Der
Endzwek dieser Schrift

kann von mir mit sehr wenigen Worten angegeben werden: er ist kein anderer, als dem Mahler und dem ausübenden Kunstfreund, wenigstens einige derer Fesseln abzunehmen, womit sie bisher der Laborant und Farbenhändler nicht nur bis zum Unfug belegt haben, sondern täglich noch mehr zu belegen suchen. Ich will der enormen Preise gar nicht erwehnen, da diese Last das Publikum mittragen muß: aber die Verfälschung aller Artikel, welche sich nur auf irgend eine Art verfälschen lassen; die Verlegenheit, in welche dadurch der Künstier, der von der ersten Zurichtung der Farben-

körper nichts versteht, sehr oft gesezt wird, und dann die üblen Folgen davon in den Kunstprodukten, dringen und berechtigen mich, den Mund aufzuthun, weil Schweigen Versündigung wäre.

Keineswegs aber werde ich mich in detailirte chemische Theorie einlassen, da man theils dieser Art schon eine ziemliche Anzahl guter Schriften aufzuweisen hat, theils diese mich dem Scheidekünstler näher, als dem Mahler brächte, welches wider meine erste Absicht liefe. Was man also in diesen wenigen Bogen zu suchen hat, und auch finden wird, das betrift die Kenntniß des Materials, womit der Mahler arbeitet, und die Zurichtung desselben bis auf die Palette.

Der Scheidekünstler wird zwar bisweilen lächeln, wenn er mich so populär mit

dem

dem Mahler sprechen höret: diesem hingegen würde ich unnütz seyn, wenn ich den chemischen Elegant machen wollte.

Gewiß, sobald ich mich hätte überzeugen können, daß alle chemische Schriften faßlich für den Mahler wären: so hätte ich zuverlässig die Feder über diese Materie nicht eingetaucht. Da mich aber die Erfahrung belehrt hat, wie fremd den meisten Mahlern dieses Feld ist, und wie unverständlich den meisten auch ganz gemeine chemische Schriften sind, wozu noch die allzu elenden Farbenmaterialien kommen, wie man sie jezt erhält, wovon sich jeder täglich überführen kann: so musterte ich meine auf Wissenschaft und eigne Erfahrung gegründete Sammlung von geprüften Verfahrungsarten; stimmte den Ton des Vortrags so weit herunter, als es sich thun ließ und hof-

se dadurch dem Mahler ein willkommenes Geschenk zu machen, da er in wenigen Bogen alles finden wird, was er von seinem Material zu wissen nöthig hat, und vieles, was er sich nicht hätte träumen lassen, daß es je öffentlich bekannt gemacht werden würde; weil die Arkanisten immer alles in Nebel verhüllten, was ihren Privatnutzen begünstigte; und dieses zwar unter dem schmeichelhaften, aber eben so nichtigen Vorwand, man müsse die Kunst nicht prostituiren oder ihre Geheimnisse jedem Uneingeweihten aufdecken. Die Kunst hat keine Geheimnisse dieser Art. Was dem Pöbel immer verborgen bleiben wird, ist nicht die Zurichtung der Farben, sondern das Talent, sie zu benutzen, weil dazu Zeit, Fleis und Mühe gehört, deren sich ein sklavischer Geist nicht unterzieht, welcher, um sich den Schweis nicht abwischen zu müssen, sich lieber mit

dem wenigen Wissen begnügen lässet, was man ohne Anstrengung erhalten kann. Jene Art von Menschen aber wird freilich diese Schrift scheel ansehen. Auch mancher Laborant und Farbenhändler wird sie ungedrukt wünschen: diesen Herren kann ich auch versichern, daß, wenigstens ein Theil davon, weggeblieben seyn würde, wenn uns erstere mehr Farbestoff und weniger Erde geliefert, leztere hingegen, zum Nachtheil des Mahlers, die Hände nicht wieder besudelt hätten, da sie der vorige schon gewaschen hatte. Vielleicht träget dieses Büchlein zu ihrer Bekehrung etwas bei, und dann hat es immer schon einen beträchtlichen Nutzen gestiftet: denn der Mahler kann sodann manche Stunde besser anwenden, und ist, wenigstens in Ansehung der Dauer seiner Farben, gedekt. Fügen sie sich nicht: je nun, so muß sich der Künstler wohl selbst helfen,

und das wird er können, wenn er diese Blätter benutzen will, welches ihm um so leichter werden wird, da er nicht alles in Person verrichten muß, sondern sie dem Lehrling in die Hand geben kann, wodurch auch dieser in seinen frühen Jahren zu den nöthigen Kenntnissen in diesem Fache gelanget, und zugleich die Simplizität schätzen lernet, da die jungen Leute ohnehin mehrentheils den Fehler begehen, daß sie blos das Schwierige aufsuchen, warum? weil die Verwegenheit der gewöhnliche Gefährte der Jugend ist.

Dieses sey genug, meine Absicht und meine kompetenten Richter kennbar zu machen.

Uebersicht des Ganzen.

Einleitung.

Erfodernisse zu unsern Arbeiten, nebst den nöthigen Kautelen bei denselben §. 1. — §. 18.

Erstes Hauptstück.

Von den natürlichen oder solchen Farbenkörpern, welche schon fertig im Schoos der Erde gefunden, gröstentheils aber auch durch Kunst nachgemacht werden können.

Weise Kreide. §. 19. und §. 20.

Gelbe Kreide. §. 21.

Schwarze Kreide. §. 22.

Rothe Kreide. §. 23.

Heller Ocker; gebrannter heller Ocker. §. 24.

Dunkler

Dunkler Ocker. §. 25.

Terra de Siëna. §. 26.

Umbraerde; englisches Roth; terra mortua Vitrioli. §. 27.

Kölnische Erde; Berggrün. §. 29.

Zinnaber. §. 30.

Aurum, Auripigmentum; Operment. §. 31.

Bergblau. §. 32.

Schmalte. §. 33.

Ultramarin. §. 34.

Asphaltum; Asphalt. §. 35.

Zweites Hauptstück.

Von den künstlichen oder durch Kunst zuwegegebrachten Farbenkörpern.

Erste Abtheilung.

Körperfarben.

Welche nennet man Körperfarben? §. 36.

Weise Körperfarben aus Bleiweis und Wismuth. §. 37.

Massikot, Bleigelb, Mennige. §. 38.

Neapolitanisches Gelb. §. 39.

Blau aus Kobolt. §. 40.

Wismuth-

Wismuthblau. §. 41.

Ultramarin. §. 42.

Grün aus Kupfer. §. 43. — §. 45.

Gebrannt Elfenbein. §. 46.

Bein- oder Knochenschwarz. §. 47.

Weinrebenschwarz. §. 48.

Frankfurterschwarz. §. 49.

Russchwarz, Kienrus. §. 50.

Zweite Abtheilung.
Lakfarben.

Welche nennet man Lakfarben? §. 51.

Echt rothe Lacke. §. 53. — §. 58.

Unechte rothe Lacke. §. 59. und §. 60.

Gelbe Lacke. §. 61. — §. 64.

Grüne Lacke. §. 65. — §. 67.

Braune Lacke. §. 68. und §. 69.

Echt blauer Lak. §. 70. und §. 71.

Berlinerblau. §. 72. bis §. 74.

Schwarzer Lak. §. 75. und §. 76.

Dritte Abtheilung.
Saftfarben.

Welche werden Saftfarben genennet? §. 77.

Was ist bei den Saftfarben zu beobachten? §. 78.

Mittel

Mittel den Saftfarben gehörige Konsistenz zu geben. § 79.
Beergelb. §. 80.
Braune Saftfarben. §. 82.—§. 85.
Rothe Saftfarben. §. 81.
Grüne Saftfarben. §. 86.
Blaue Saftfarben. §. 87.

Vierte Abtheilung.
Karmine.

Was ist Karmin? §. 88.
Verschiedene rothe Karmine. §. 89.—93.
Rothe Schminke, Rouge de Paris. §. 94.
Gelber Karmin. §. 95.
Brauner Karmin. §. 96.
Schwarzer Karmin. §. 97.
Blauer Karmin, Wunderblau. §. 98.

Drittes Hauptstück.
Von der förmlichen Zubereitung der Farbenkörper.
Erste Abtheilung.
Von den Pastellfarben.

Was sind die Pastellfarben? §. 99.
Eigenschaften guter Pastellfarben. §. 100.

Mittel,

Mittel, gute Pastellfarben zuzubereiten und zu Stiften zu formen, nebst der Vorschrift zu einem vollständigen Assortiment. §. 101.—§. 108.

Zweite Abtheilung.

Tusche und Wasserfarben.

Was wird unter der Benennung Tusche verstanden? §. 109.

Welche Farbenkörper sind zu Tuschen tauglich, und welche Bindmittel werden dazu erfodert? §. 110.—§. 113.

Schwarze Tusche. §. 114.

Schwarze Chinesische Tusche. §. 115.

Welches Traktaments muß man sich bei den Wasserfarben bedienen? §. 116.—118.

Viertes Hauptstück.

Von Oelen, Oelvernissen und dem Wachs.

Von den Oelen überhaupt. §. 119.

Flüchtige Oele. §. 120.

Gepreßte Oele. §. 121.

Vom Weismachen des Leinöls und den Eigenschaften desselben, wie auch vom Mohn- und Nußöl. §. 122.

Trockenöl. eben daselbst.

Bleichen des Mohn- und Nußöls. §. 123.

Retuschiervernis. §. 124.

Vom Gebrauch des Wachses. §. 125. und §. 126.

Vom Gebrauch abgezogener oder flüchtiger Oele. §. 127.

Bernsteinvernis. §. 128.

Fünftes Hauptstück.

Von den Feuer- oder Schmelzfarben.

Was versteht man unter Schmelzfaeben? §. 129.
Was ist der Fluß bei den Schmelzfarben? §. 130.—§. 132.
Purpur. §. 133.
Koboltblau und Wismuthblau. §. 134.
Roth und braun aus ungarischem Vitriol. §. 135.
Roth. §. 136.
Hochgelb und Schwefelgelb. §. 137.
Gelb aus Spiesglas. §. 138.
Zweierlei Grün. §. 139.
Braun. §. 140.
Schwarz. §. 141.
Glasur und Meistergut. §. 142.
Zurichtung des Goldes, um es mit seinem metallischen Glanz einzuschmelzen. §. 143.

Ein.

Einleitung.

§. 1.

Ehe man bei der Zubereitung der Farbenkörper selbst Hand anlegen kann, ist erforderlich, einige Dinge und Arbeiten kennen zu lernen, welche zur Vorrichtung gehören, und die nicht zu umgehen sind, wenn man sich nicht alle Augenblicke in Zweifel und Ungewißheit versetzt sehen will.

Ich schreibe eine Regel hier an die Stirne meiner Abhandlung, die man immer vor Augen behalten muß, weil man durch die Beobachtung derselben nie von dem rechten Wege abkommen wird; und diese heiset: ahmet das Verfahren der Natur nach, das ist, befleisiget euch der möglichsten Simplicität

oder Einfachheit. Denn nichts davon zu gedenken, daß man auf diese Weise viele Zeit, und bei den meisten Prozessen auch Kosten ersparet: so wird der Erfolg auch überzeugen, daß alles desto mehr Schönheit und Dauer erhält, je einfacher man es gehalten und je weniger man es zusammengesetzt hat.

§. 2.

Auch muß man in Ansehung der Quantitäten die Mittelstrasse beobachten. Man darf nichts überladen in der Meinung, den unter Handen habenden Stoff dadurch zu verbessern: jedoch muß man auch das andere Extrem vermeiden und nicht stiefmütterlich handeln, oder es an nothwendigen Dingen fehlen lassen.

§. 3.

Indem man demnach einfach zu Werke geht: so hat man auch nicht vielerlei nöthig. Salz, Wasser und Feuer sind die drei Mittel, wodurch man allen hieher gehörigen Körpern die Farbe ausziehen und sie entweder von ihrem groben Stoff befreien und gleichsam als ein geistiges Wesen darstellen, oder dieses mit andern Kör-

pern

pern vereinigen kann, die man zu seinen Arbeiten bequemer findet.

§. 4.

Von den Salzen muß man merken, daß es deren nicht mehr als dreierlei Hauptarten giebt, nehmlich sauere, Laugensalze und Mittelsalze; aus welchen aber eine Menge anderer Untergattungen zusammengesezt werden können. Die wir vorzüglich nöthig haben, sind der Salpeter, Vitriol, Alaun, Weinstein und Bittersalz; das mineralische Alkali oder Soda, gemeines Laugensalz aus dem Gewächsereich und flüchtiges Laugensalz oder Salmiak, sehr selten Borax.

§. 5.

Die Wirkung aller Mittelsalze, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen, ist, daß sie den Farbestoff in dem rohen Material auflösen, welcher durch Flüssigkeiten ausgezogen werden kann und nunmehr auf verschiedene Weise niedergeschlagen oder in die Höhe getrieben, jederzeit aber abgesondert oder geschieden wird.

§. 6.

Die Langensalze haben dieses eigen, daß sie viele, vorzüglich aber die rothen Farben aus dem Thier- und Gewächsereich dunkel machen: wovon aber die Salpetersäure (*) das Gegentheil wirkt, nehmlich, daß sie nicht allein diese, sondern auch alle andere, auf welche sie in Wirkung gesetzt werden kann, erhöhet und lebhaft macht.

§. 7.

Der Weinstein (**) überhaupt, wenn er nicht zu lange mit einer Farbe gekocht wird, erhöhet, besonders alle rothe Farben: da er aber die Eigenschaft zugleich besitzt, daß Gerinnen, Nieder-

(*) Unter Salpetersäure wird der Salpetergeist verstanden, und unter Salpeter gereinigter Salpeter, keineswegs aber nitrum fixatum, welches unter die Laugensalze gehört.

(**) Unter Weinstein wird Cremor tartari oder Crystalli tartari, nicht aber calcinirter Weinstein verstanden, als welcher wahres Laugensalz aus dem Pflanzenreich ist.

Niederschlagen oder Scheiden zu verhindern,(***) so kann er von Mahlern nur bei solchen Farben angewendet werden, welche nicht gefället, sondern nur abgedünstet werden sollen. Hingegen setzet man die Weinsteinsäure in Verbindung mit einem Metallkalk oder andern Erdarten: so entstehen durch sie ähnliche Erscheinungen, wie durch Laugensalze, in Ansehung des Niederschlags, nur daß derselbe immer der gefälleten Farbe die Farbe des Metallkalks mittheilet, welcher mit der Weinsteinsäure verbunden worden ist. Z. B. der Bleizucker schlägt die von der Coccionell ausgezogene Farbe nieder, aber mit dieser Farbe fällt zugleich der Bleikalk nieder; welcher im Bleizucker enthalten war, und raubet der Coccionell ihr Feuer, welches er in ein abgeschmaktes blasses Kermesin verwandelt.

§. 8.

Der Alaun ertheilt unter dem Umstand, daß der Anfang des Prozesses mit ihm gemacht wird, den

(***) Auf dieser Eigenschaft des Weinsteins beruht auch die Nothwendigkeit desselben unter die schwarze Dinte, welche bisher niemand eingesehen, wenigstens nicht bekannt gemacht hat. Man verstehe mich aber recht und nehme nicht etwann Weinsteinsalz, sondern Cremor tartari.

den Farbenkörpern ein liebliches Feuer: hat man aber den Farbestoff mit Laugensalz ausgezogen, so bringt er zwar noch eine mittelmäsige Erhöhung derselben zuwege, keineswegs aber ist er vermögend, die Dunkelheit ganz aufzuheben, welche einmal durch das Laugensalz verursacht worden ist. Jedoch ist die Erde, welche er enthält, zu Lakfarben, besonders für Oelmahler, die vorzüglichste unter allen.

§. 9.

Von Vitriolen können wir den Kupfer- und Eisenvitriol gebrauchen. Aus ersterem erhalten wir eine Erde, welche als Körper zu grünen Farben sehr wohl zu gebrauchen ist. Lezterer macht selbst einen Bestandheit mancher schwarzen Farben aus: es kan aber aus ihm auch ein feiner dunkler Ocker niedergeschlagen werden, wie ich an seinem Orte zeigen werde.

§. 10.

Bittersalz enthält eine sehr feine Erde (weise Magnesia) welche man auch als Körper zu Lakfarben gebrauchen kann.

§. 11.

§. 11.

Bleizucker ist zwar schon als Niederschlagmittel zu Farben von einigen vorgeschlagen worden: Hiezu tauget er aber nichts, weil er den hohen Farben das Leben benimmet. (s. §. 7.) Hingegen als troknendes Mittel unter Oele ist er zu empfehlen.

§. 12.

Alembrotsalz bedürfen wir nur zu einer einigen Farbe.

§. 13.

Lebendiger Kalk ist zwar an sich kein Salz, dienet aber, ausser seiner Unentbehrlichkeit in der Frescomahlerei, das Laugensalz aus dem Pflanzenreich zu schärfen und die sogenannte kaustische oder Seifensiederlauge daraus zu machen, welche wir öfters gebrauchen werden. Wir können hier den Gips beifügen, welcher nichts als eine mit Vitriolsäure gesättigte Kalkerde ist; weswegen man mit Gipsmehl alle Farbenkörper die im kalten Weg gebrauchet werden, mit ihm verfälschen kann. Wenn er Durchsichtigkeit erhalten könnte, so würden sogar die Saftfarben von diesem Betrug nicht frei seyn.

§. 14.

Von Geistern aus dem mineralischen Reich haben wir den Salpetergeist, Kochsalzgeist und das so genannte Vitriolöl nöthig: von Metallen und Mineralien auser den schon gemeldeten Salzen: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber, Antimonium oder Spiesglas und Wismuth.

§. 15.

Aus dem Thierreich benutzen wir das Wachs, Blut und was thierisches Oel enthält und die Coccionell.

§. 16.

Das Pflanzenreich ist uns so unentbehrlich, als die andern Naturreiche. Wir nehmen aus ihm mancherlei kleine Pflanzen, Blüthen und Saamen, aber auch Rinden, Hölzer, Harze, Kleber und Schleimharze, Balsame, gepreßte und abgezogene Oele und Weingeist, auch Säuren.

§. 17.

Unter allen Wassern, welche man zu Erweichung und Ausziehung des Farbestoffs gebrauchen kann, ist das filtrirte Regenwasser das vorzüglichste; den zweiten Rang behauptet das gereinigte Wasser süsser Flüsse und, wenn mann beide nicht haben kann, das etwas eingekochte, wieder erkaltete und sodann abgegossene Bornwasser.

§. 18.

Da bei manchen Prozessen der Gesundheit schädliche Luftarten ausgestossen werden: so will ich ein für allemal warnen, überhaupt keinen Prozeß, wenn er auch das Material in noch so geringer Quantität erfodert, im Wohnzimmer vorzunehmen, insbesondere aber, es sey auch, wo es sey, sich bei jenen Prozessen zu hüten, wozu Vitriolöl, oder Salpetergeist, oder Kochsalzgeist, es sey gleich nur eine von diesen Flüssigkeiten, oder mehrere zusammen, erforderlich sind; da sich bei dem ersten mehrentheils Schwefelluft, bei dem zweiten Salpeterluft und bei dem dritten Kochsalzluft entwickelt, welche alle drei dem thierischen Körper in großer Menge tödtlich, in

in kleiner aber immer höchst schädlich sind. Ferner muß man keine Materien, die gähren sollen in Wohnzimmern aufbehalten und endlich den der Gesundheit äuserst gefährlichen Bleidunst vermeiden, welcher durch die Hitze ausgetrieben wird, wenn man Oele mit Bleiglätte oder Bleizucker kochet. Dieser Dunst ziehet eine bei Oelmahlern sehr gewöhnliche Krankheit, das Gliederreissen und die Bleikolik nach sich, die beide äußerst schmerzhaft und eben so schwer zu heilen sind. — Ihrer Gesundheit zu Liebe, sollten auch die Miniaturmahler die Gewohnheit abschaffen, ihre Pinsel mit dem Munde zuzuspitzen, als wodurch sie, in ihre Arbeit vertieft, bisweilen die schädlichsten Gifte z. B. Königsgelb, Rauschgelb, Auripigment, Kremserweis ꝛc. verschlucken.

Erstes Hauptstück.

Von den natürlichen — oder solchen Farbenkörpern, welche schon fertig im Schoos der Erde gefunden, größtentheils aber auch durch Kunst nachgemacht werden können.

§. 19.

Kreide. Die Eigenschaft der weisen Kreide, daß man damit schreiben kann, ist nicht di einzige, welche der Mahler von ihr fodert, sondern sie muß in großen Stücken, mild, ohne Steine, zusammenhängend und nicht löcherricht, frei von gelben Flecken und schwer seyn. Diese Merkmale findet man blos an der Steinkreide; die gegossene oder Stockkreide tauget für den Mahler nicht, weil sie sehr oft mit schlechtem Thon, auch und zwar mehrentheils mit Gips vermenget ist, welche beide verursachen, daß sie nicht decket, auch dem Anstrich bey weitem das Helle nicht giebt, welches man von einer guten Kreide erwarten kann: Im Fall man sie nicht gut bekommen kann, muß man sich selbst auf folgende Weise helfen: Man nimmt reines Kalk-

wasser

wasser in ein sauberes Gefäß und tröpfelt so lange Potaschen Auflösung hinein, bis das Kalkwasser milchtrüb wird. Man rührt alles mit einem Stab von weichem Holz und wartet bis sich die Kalkerde zu Boden begeben hat. Man versucht hierauf, ob das nunmehr klar obenstehende Wasser durch einiges Hinzutröpfeln von Potaschenauflösung wieder trüb wird. Geschieht dieses, so fährt man damit so lange fort, bis das Wasser auf das Zutröpfeln von Potaschenauflösung klar bleibet. Nun läßt man, nachdem es noch einmal umgerührt worden, alles so lange ruhig stehen, bis sich die Kalkerde alle zu Boden gesezt hat. Man güßet die darüber stehende klare Flüssigkeit ab und frisches reines Wasser darauf, rühret wieder alles wohl um, damit das Laugensalz ausgezogen werde, güßet das Wasser wieder ab und wenn dieses einigemal geschehen ist, so nimmt man den Bodensatz heraus auf eine Gipsplatte und läßt ihn trocken werden und die Stelle der Kreide vertreten.

Die erste Lauge, welche abgegossen worden ist, kann man aufheben und wider Unreinigkeit verwahren. Sie ist zum Ansetzen und Niederschla-

gen

gen verschiedener Lakfarben sehr wohl zu gebrauchen, wovon unten mehreres.

§. 20.

Die weise Kreide kann blos im Leimwasser niemals aber im Oel oder nassen Kalk gebraucht werden. Im Oel verliert sie allen Schein des Weisen; sie macht die Oelfarben, welche damit vermischt werden, stockend und ungeschmeidig, selbst das Bleiweis, zumal das Holländische, welches immer damit verfälscht ist, verliert dadurch einen großen Theil seiner Brauchbarkeit. Bringt man weise Kreide unter frischen Kalk, so wird derselbe stumpf und mehlicht davon. Auf trockne Kalkwände läßt sie sich aber unter allen Umständen sehr wohl als weise Farbe gebrauchen, und wie man sie zum Grund beim Glanzvergolden anwendet, davon wird man das Nöthige unter diesem Artikel finden.

§. 21.

Gelbe Kreide ist nicht mit dem Ocker zu verwechseln. Die gelbe Kreide ist eine blaßgelbe eisenhafte Erdart. Sie kann nur zu den allergeringsten Arbeiten in Leim gebraucht werden. Im

Oel

Oel bekommt sie, auch mit dem feinsten Bleiweis, einen schmutzigen Ton. Am klügsten handelt man, wenn man sich ihrer ganz enthält, da der viel schönere Ocker um ein geringes theurer ist.

§. 22.

Schwarze Kreide tauget in flüssiger Gestalt nicht viel. Sie hat da einen grauen unangenehmen Ton. Desto besser, ja unentbehrlich, ist sie zum Zeichnen. Sie muß fett, rein von Steinen und Adern seyn. Zu weich wird sie selten angetroffen. Wenn man sie zum Zeichnen gut erhalten will, so muß man sie in dem obern Theil eines Kellers auf einem Stück Holz aufbewahren.

§. 23.

Rothe Kreide. Röthel. Zimmermannsröthel muß vest und zusammenhängend, gleichwohl aber mild, frei von Sand und dergleichen Adern, und von einer lebhaften braunrothen Farbe sein. Er ist ein herrliches Material zum Zeichnen. Wenn er so eben aus dem Bruch kommt, so ist er zu weich. Man wird ihn aber einige Tage an die trockne Luft oder in ein warmes Zimmer legen und die erforderliche Vestigkeit

an ihm entstehen sehen. — Manche Mahler zerreiben ihn mit Gummiwasser, um damit zu tuschen: allein dazu ist die gebrannte Terra de Siena (wovon unten) besser. Der Ton des Röthels im Wasser ist schmutzig.

§. 24.

Heller Ocker ist eine feine Tonart von hellgelber Farbe, welche er dem Eisen zu verdanken hat. Man kann ihn im Oel, Leim, Gummi, zu Pastell und Tusche sehr wohl gebrauchen. Er muß geschmeidig, ohne Sandadern und einfärbig sein. Aus ihm macht man den

Gebrannten hellen Ocker welcher eine glühende gelbrothe Farbe darbietet. Es ist nicht rathsam, daß man ihn in großen Stücken kalziniret oder brennet; theils, weil man nicht versichert seyn kann, ob ein großes Stück durchaus rein ist, theils aber, weil ein großes Stück gewöhnlich ungleich in der Farbe ausfället. Man thut besser, wenn man ihn trocken zerquetschet, die schönsten Stückchen ausliefet und solche bis zur Größe von Erbsen zermalmet, solche in eine reine eiserne Pfanne über ein gutes Kohlfeuer bringet

get und indem man bisweilen mit einem eisernen Stab alles umrühret, erwartet, bis alle Stücke roth glühen. Findet man sie also, so werden sie nunmehr in Essig abgelöschet, und, nachdem dieser abgegossen worden, getroknet. Das Ablöschen muß vorgenommen werden sobald alles überein roth glühet; weil durch das zu lange Glühen die Schönheit der Farbe wieder verlohren geht.

§. 25.

Dunkler Ocker ist eine wahre Eisenerde und desto besser, je weniger tonartig sie befunden wird. Aus dem Materialgewölbe bekommt man ihn mehrentheils in Kugeln oder zermalmet, beide aber pflegen immer mit vielem Sand und andern Dingen verunreiniget zu seyn. Wer zu feinen Arbeiten welchen nöthig hat, der thut am besten, wenn er sich ihn selbst auf folgende Art machet: Man löset Eisenvitriol (gemeines Kupferwasser, das Salzburger ist hiezu das beste) mit warmen Wasser auf, und tröpfelt Potaschenauflösung hinein, so lange jene mit einer dunkelgrünen Farbe trüb wird. Man lässet sich diese nunmehr dunkelgrüne Eisenerde zu Boden setzen und versucht, ob die darüber stehende Flüssigkeit durch das Hinein-

tröpfeln

tröpfeln von der Potaschenauflösung nicht weiter trüb wird. Man rührt alles mit einem Holz oder eisernen Stab um, und lässet es ruhig stehen, bis sich der Satz von der Flüssigkeit abgesondert hat, welche man sodann abgüsset, den Satz aber durch einigemal auf- und wieder abgegossenes Wasser, wie oben im §. 19. bei der weisen Kreide gelehrt worden, von den Salztheilen befreiet und ihr bei gelinder Wärme troknet. So lang er naß ist, hat er eine dunkelgrüne Farbe, indem er aber troknet, so kommet die gelbbraune Farbe zum Vorschein, welche nunmehr ganz reiner dunkler Ocker ist. (*)

Auch dieser dunkle Ocker kann ausgeglühet werden, wie der helle. Allein, gleichwie dieser ungebrannt schon von dunklerer Farbe, als jener ist,

(*) Man kann auch aus Eisen mittelst der Säuren, vorzüglich der Vitriol- und der nach Eisen unersättlichen Salpetersäure Ocker machen. Allein da diese Weise theils schwieriger ist, theils die Luftarten, die dabei ausgestossen werden, der Gesundheit schädlich sind: so thut der Künstler besser, wenn er bei diesem Verfahren bleibet.

ist, also verhält sichs jetzo auch mit ihm, da er gekalzinirt ist. In Oel kann man sowol den ungebrannten als den gebrannten im Nothfall an Statt der Terra de Sièna gebrauchen: in dem nassen Kalk aber wird die eben erwähnte Terra de Sièna lebhafter. In Ansehung der Dauer sind sie einander gleich, wie alle Ockerarten: sie sind nehmlich in Kalk, in Oel und Wasser beständig.

§. 26.

Terra de Sièna. In Ansehung der Farbe ist diese sehr wenig vom künstlichen Ocker (s. den vorigen §.) unterschieden: allein die Erde selbst ist ungleich feiner und zusammenhängender als alle andere Ockererden. Sie kommet der Alaunerde sehr nah, und verhält sich auch im Feuer wie dieselbe, nehmlich, mae kann keinen Kalk aus ihr brennen und am Gewicht verliert sie auf diesem Weg so viel als jene.

Wenn man sie kalziniren will: so muß man die Vorsicht gebrauchen, daß man sie, nachdem sie wohl ausgetroknet ist, zu kleinen Körnern, wie das Schießpulver, zerreibet, übrigens aber damit, als wie mit dem Ocker verfähret. Wollte

man

man sie in größern Stücken dem Feuer aussetzen: so würde man wenig oder nichts davon bringen, weil sie platzet und in verschlossenen Gefäßen schwärzlicht wird.

§. 27.

Umbra-Erde gehört zu den Ockerarten. Der teutsche und holländische wird durch Brennen braunroth, der englische aber behält im stärksten Feuer seine Farbe wie sie vor der Kalzinazion war. Sie ist mild, stehet sehr gut im nassen Kalk und Wasser, im Oel schwärzet sie etwas nach. (*)

Englisches roth. Terra mortua Vitrioli. Colcothar ist nichts anders als eine Eisenerde, welche bei Verfertigung des Vitriolöls zurückbleibt.

S. hievon Farbers neue Beiträge zur Mineralogie I. S. 324.

(*) Eine sehr schöne Umbra kann auf folgende Weise nachgemacht werden: Man kocht Glanzruß aus dem Kamin in kaustischer oder Sfeiensiederlauge und wenn er aufgelöset ist: so seihet man ihn durch ein leinen Tuch. Indem diese braune Brüh noch warm ist, tröpfelt man Eisenvitriolauflö-

Der Mahler kann vom Colcothar oder dem rohen Rükstande des Vitriolöls keinen Gebrauch machen. Es muß diesem erst durch kochendes Wasser sein ihm noch anklebendes vitriolisches Salz benommen werden. Man kann aber, indem man dieses thut, zwei Arbeiten zugleich verrichten, nehmlich absüssen und schlemmen, wobei man so verfährt, daß man, indem man absüsset, die Farbe sich nicht setzen läßt, sondern das Trübe bis auf den allergröbsten Rückstand, welcher gemeiniglich sandicht ist und wovon man gar keinen Gebrauch machen kann, abgüßet. Wenn sich aber das Abgegossene zu Boden begeben hat: so süsset man dieses noch einigemal ab, wie im §. 19. gezeigt worden, und lässet es troknen. Diese Farbe ist im nassen Kalk, Oel und Wasser schön und beständig.

§. 28.

Kölnisches Braun ist eine dunkelbraune Erde, vitriolinisch oder schwefelhaft mit sehr wenig Eisen — aber desto mehr Pflanzenerde vermischt;

sung (s. §. 25.) hinein, bis sich das Farbewesen zu Boden gesetzt hat, welches alsdann abgesüsset wird, wie im erst angezeigten §. gelehrt worden.

mischt; ihr meistes Farbewesen stecket in resinösen Theilen. Als Oelfarbe hält sie sich nicht zum besten, sondern ihre Dunkelheit verändert sich in ein röthliches Braun, welches von den wenigen darinnen enthaltenen Eisentheilen herrühret: in und auf Kalk hingegen liefert sie das schönste und lebhafteste Braun, welches man hat. Wenn man sie reinigen will: so muß sie auf eine ganz eigene Art geschlemmet werden. Man zerstösset sie nehmlich gröblich, übergüsset sie fluthenweise mit kaltem Wasser, wodurch sich die Holzstücken, die sie enthält, in die Höhe begeben, welche nicht zu gebrauchen sind, sondern abgeschöpft werden müssen. Nun lässet man alles Wasser bis auf den Bodensatz ablaufen, welchen man also naß auf dem Stein zerreibet, bis die Masse einem braunen Taig ähnlich sieht. Dieser wird abermals mit Wasser verdünnet, umgerührt und das Trübe abgegossen. Der sandige Bodensatz ist unbrauchbar Das abgegossene Trübe aber lässet man durch ein reines Leinentuch laufen, in welches das Durchgelaufene so lange es trüb laufet zurückegegossen werden muß. Wenn alles Wasser abgetraufet ist, so lässet man den Rükstand troknen. Wie man sie

sie zur Tusche anwendet is. unter diesem Arti-
ckel. (*)

§. 29.

(*) Auch diese Farbe kann nachgemacht werden. Man löschet schwarzen Kalk, wie ihn die Maurer löschen, und wenn man nicht viel brauchet: so kann man von diesem nehmen. Man verdünnet ihn mit Wasser so, daß man ihn durch ein feines Sieb von Eisen- oder Messingdrath laufen lassen kann. Man lässet auch weisen Thon oder Bolus auf die nehmliche Art durch ein Sieb laufen. Den Kalk lässet man in seinem Wasser zu Boden fallen, den Bolus aber muß man in ein leinen Tuch güssen und abtropfen lassen, weil er zu lange Zeit nöthig hat, um sich zu setzen. Vom Kalk güsset man das Wasser ab und mischet davon und vom Bolus zu gleichen Theilen untereinander, breitet diese Masse auf Baksteinen eines Zolles dick auseinander und lässet sie an der Luft vollkommen trocken werden. In der Zeit, bis dieses geschieht, füllet man einen reinen Zuber von Eichenholz mit eichenem Sägemehl voll, güsset denselben voll lauen Wassers (Regenwasser ist das beste) und lässet es im Keller ganz leicht bedekt stehen, bis die Kalkmasse vollkommen trocken ist, welche so bald sie es ist, in einem eisernen

Mörsel

§. 29.

Grüne Erde. Es giebt deren vielerlei: die Veronesische aber ist die beste und die Böhmische die schlechteste. Der Kupfernickel scheinet das meiste zu ihrer Farbe beizutragen, ohngeachtet die Böhmische auch viele Eisentheile bei sich führet, welche aber nach und nach verwittern und in rostfarbnen Flecken auswachsen. Die Veronesische ist nicht nur viel härter und gleichwohl mild,

Mörsel gestossen, durch ein Drathsieb geschlagen und in einen Zuber oder anderes Gefäß von eichenem Holz gebracht, mit dem Wasser auf dem Eichensägemehl, welches durch ein Tuch geseihet und der Rükstand des Sägenmehls wohl ausgedrucket werden muß, erstlich ganz wenig begossen und mittelst einer großen hölzernen Spate (sie kann auch von Eichenholz seyn) wohl vermenget wird. Man güsset nach nnd nach so viel vom Wasser, das über dem Sägemehl gestanden hat, dazu, bis die ganze Masse einem sehr dicken Taig ähnlich ist, die man nun herausnimmt und gleichfalls an der Luft troknen lässet. Je dunkler man die Farbe haben will, desto öfter muß dieses Einnetzen wiederholet, die Masse aber vorher immer getroknet und wieder zerstossen werden.

sondern sie hat auch eine weit schönere Farbe, welche im nassen und auf troknem Kalk bestehet. Auch in Oel haben wir keine Farbe, die so beständig wäre und sich dabei mit allen benachbarten sowol, als denen damit vermischten Farbenkörpern so gut vertrüge, wie sie. Man muß sie mit Wasser sehr fein abreiben und troknen, damit man beständig einen Vorrath davon behalte, um diese langweilige Arbeit nicht oft vornehmen lassen zu müssen.

Berggrün ist eine, dem Ansehen nach, schöne Farbe, welche aus Ungarn und der Moldau in kleinen Körnern zu uns gebracht wird: sie ist auf Kalk unbeständig, und in Oel tauget sie gar nichts.

§. 30.

Zinnaber. Es giebt gewachsenen und durch Kunst gemachten. Der Ungarische gewachsene ist sehr theuer, für den Mahler aber deshalben nicht besser, als der aus Quecksilber und Schwefel oder Spiesglas zubereitete. Das Verfahren, Zinnaber zu machen findet man fast in jedem chemischen Kompendium, weswegen ich den Raum er-

erspahren kann und indem der Mahler ihn in so großer Menge nicht brauchet, daß es der Mühe lohnte, ihn selbst zu machen, er überdieß, wenn man ihn in Stücken kaufet, nicht verfälscht werden kann: so thut er besser, er überlässet diesen Prozeß dem Laboranten, kaufet seinen Zinnaber in Stücken, zerreibt ihn sehr fein mit Brandwein, und lässet ihn, ehe er ihn verwahrt, troken werden. Daß er dadurch schöner werden soll, wenn man ihn mit Harn eines gesunden Menschen abreibet, ist eine Grille, die sich vielleicht von der mineralischen Rose herleiten lässet, beim Zinnaber aber gar nicht anschläget.

§. 31.

Aurum, Auripigmentum, Operment ist ein schweres Mineral von gelber Farbe. Es ist schwefelig und eines strengen Giftes. Es giebt gelbes und rothes. Letzteres wird auch Rauschgelb oder rother Schwefel genennt. Die Farbe von diesem ist Pomeranzengelb. Man muß es nicht nur seiner Giftigkeit wegen vermeiden so viel als möglich ist, sondern auch deswegen, weil es alles schwarz macht, was mit Weisem aus Blei gemahlt oder nur im mindesten da-

mit vermischt ist. Sollte man sich in der Nothwendigkeit befinden, irgendwo Metall oder dergleichen damit aufzublicken: so muß man sich hüten selbige Stellen mit Weis zu untermahlen oder nur damit zu grundiren. Auf Bolus steht diese Farbe, und das Grüne, welches man aus ihr und Berlinerblau mischet, ist schön und hat Bestand: nur aber muß es auf Bolusgrund gesezt werden, welches um so eher angehet, da es ganz gewaltig decket.

Königsgelb ist gemahlenes Auripigment; man muß also damit eben so behutsam umgehen, als mit jenem.

§. 32.

Bergblau ist ein hellblaues Pulver, welches entstehet, wenn man den sogenannten Armeschen Stein mahlet. Als Wasserfarbe ist es zu gebrauchen: allein weder in Oel noch im nassen Kalk hat es Bestand. In Oel wird es unter dem Pinsel schon grün. Wenn man in die Nachbarschaft dieser Farbe gelb sezet: so scheinet sie schön himmelblau zu seyn: hingegen neben der Schmalte oder Ultramarin scheinet sie grünlich.

§. 33.

§. 33.

Schmalte ist eine sehr schöne in allen Arten der Mahlerei beständige Farbe. Man bedient sich ihrer in Oel, im nassen Kalk und zur Schmelzmahlerei mit gleich gutem Erfolg. (s. Schmelzfarben unter dem Artickel blau.)

§. 34.

Ultramarin die kostbarste unter allen Farben. Sie wird aus dem Lapis Lazuli verfertiget und hier nur deswegen angeführt, weil sie in diesem Edelstein schon offenbar und vollendet liegt. Man muß sich vorsehen, anstatt des Lapis Lazuli nicht mit dem Armenischen Stein betrogen zu werden, welcher nichts als eine milbige Kupfererde ist. Man wird diese zerstoßen und einen Schmelztiegel zur Helfte damit anfüllen, ihn nach und nach erwärmen, sodann das Feuer verstärken und endlich zublasen: schon ehe der Tiegel roth glühet, wird sich eine grüne Flamme auf demselben zeigen. Man fähret mit dem Feuern fort bis sich die grüne Flamme verlieret und der Tiegel durchein glühet, welchen man entweder für sich erkalten läßset, oder ausgüsset: so hat man eine rothe Kupferasche, welche sich in allem so verhält, wie jene

aus

aus dem Cyprischen Vitriol durch Potaschenlauge niedergeschlagene, abgesüßte und kalzinirte Kupfererde. s. §. 42.

§. 35.

Asphaltum, Asphalt ist eigentlich ein Erdenharz: weil es aber sehr stark als Farbe von Oelmahlern gebraucht wird, sehr verdient es allerdings hier einen Platz. In Oel ist es das schönste und beständigste Braun, welches man hat. Um nicht damit betrogen zu werden, darf man es nur auf dem Nagel vom Daumen zerknirschen, wo es gleich seinen schwefelhaften Geruch verräth. Befindet sich die Materie glashart und riechet nicht, wenn man sie zerknirschet: so ist sie nicht Asphalt, sondern Bernsteinschlacke, welche für den Mahler nichts tauget.

Zwei-

Zweites Hauptstück.

Von den künstlichen oder durch Kunst zuwegegebrachten Farbenkörpern.

Erste Abtheilung.

Körperfarben.

§. 36.

Körperfarben werden alle diejenigen genennet, welche, nachdem sie mit einer der Absicht gemäsen Flüssigkeit abgerieben oder vermischet worden sind, undurchsichtig bleiben, folglich die Fläche, auf welche sie aufgetragen worden, so decken, daß die Farbe derselben verborgen wird. In dieser Hinsicht gehören alle Farbenkörper derer im vorigen Hauptstück Erwehnung geschehen ist mit in diese Klasse oder zu den Körperfarben, das einzige Asphaltum ausgenommen. Diese Körperfarben sind in der Mahlerei um so nöthiger, je mehr der grösseste Theil

Theil ihrer Dauer von ihnen abhänget und je weniger andere in der eigentlichen Bedeutung Mahlereien genennt zu werden verdienen, welche ganz ohne Kärperfarben behandelt worden.

Anm. Man nennet z. B. eine mit schwarzer Tusche angefangene und mit Saft- oder andern durchsichtigen Farben vollendete Zeichnung, nicht ein Gemählde, sondern eine lavirte oder gewaschene Zeichnung: hingegen eine grau in grau oder mit weis und schwarzer Körperfarbe ausgeführte Szene, nie anders als ein Gemählde, die Schmelzmahlerei bestehet keineswegs aus lauter durchsichtigen Farben, obgleich die weise ausgespahrt wird.

§. 37

Die nothwendigste unter allen künstlichen Körperfarben ist die weise; denn sie bezeichnet das Licht, und es ist billig, daß wir ihr den ersten Platz anweisen. Unser Weises zu Oel- und Wasser- nicht aber Kalkmahlerei ist entweder Bleirost, Bleikalk oder das sogenannte spanische Weis aus Wismuth. Der Bleirost nach seiner ersten Zubereitung wird Schieferweis ge-

genennet, weil er als weise schieferige Stücke erscheinet, wenn man das Blei durch Säuren, gewöhnlich durch Essigdunst zerfressen lässet. Da dieser Artickel keiner Verfälschung fähig ist: so thut der Mahler besser, der es kauft, als der es selbst machet. Es müssen erstlich alle kleine Particklen, die noch als rohes Blei bisweilen sehr vest an den Schiefern hängen, abgenommen und beiseite gethan, hierauf die Schiefern mit Wasser abgerieben werden. Währendem Abreiben zeigen sich noch bisweilen dergleichen, welche sorgfältig herausgenommen werden müssen, weil, im Fall man sie mit abreiben wollte, man keine weise, sondern eine graue Farbe erhalten würde. Die sehr fein abgeriebene Farbe wird nun getroknet und zum Gebrauch aufbewahrt. Zum Untermahlen und zu Nebensachen ist dieses Weis gut. Allein zum vollenden und den höchsten Lichtern ist das Kremserweis ungleich besser. Dieses muß hart bei nah wie Glas und blendend weis von Farbe seyn. In Ermanglung desselben nimmt man Hornblei, welches nichts anderes ist als reines Blei, das in Scheidewasser, immer nur wenig auf einmal, aufgelöset, und wenn das Scheidewasser gesättigt ist, das heist, nichts mehr auf-

lösen

lösen kann, mit Salzwasser (*) niedergeschlagen und abgesüsset wird.

Das spanische Weis ist eines der feinsten, welche man hat. Es ist nicht nur von einer blendend weisen Farbe, sondern auch milder als alle jene aus Blei. Da es verfälschet werden kann: so wird man sich solches auf folgende Weise selbst sehr leicht machen können:

Man wirft in reines Scheidewasser grob gestoßenen oder auch gefeilten Wismuth ein Stückchen nach dem andern, doch mit der Vorsicht, daß man allezeit so lange innehält bis das hineingeworfene Stückchen ganz aufgelöset ist. Wenn sich das zulezt eingetragene Stückchen nicht mehr auflöset: so seihe man die Auflösung durch und lasse reines Wasser tropfenweise hineinfallen; es wird dieselbe milchig werden. Erfolget bei dem Eintröpfeln keine Veränderung mehr: so wird alles mit einem Glaslöffel oder reinem weichen Holz umgerührt und stehen gelassen, bis sich die weise Farbe zu Boden begeben hat, welche sodann einigemal mit frischem Wasser abgesüsset und auf Löschpapier ohne Hülfe von äuserlicher Wärme getroknet

(*) In Wasser aufgelöstes Kochsalz.

troknet wird. Bei dieser Arbeit muß man sich vor den Dünsten hüten.

§. 38.

Massikot. Bleigelb, Mennige. Wenn man diese Farben schön haben will: so muß man sie nicht aus schlechtem Bleiweis, sondern aus fein abgeriebenem Schieferweis machen. Man zerquetschet dasselbe und röstet es unter beständigem Umrühren mit einer eisernen Spate in einer eisernen neuen Pfanne. Diese Arbeit muß man in einer Esse vornehmen, welche einen guten Zug hat, denn der Dunst ist äuserst schädlich.

Da der Grund des Feuers den Ton der Farbe bestimmt: so ist zu merken, daß die gelindeste Hitze die bleiche Farbe des Schwefels hervorbringet. Wird man das Feuer um etwas verstärken, so erhöhet sich die Farbe schon um ein merkliches und wird Zitrongelb; bei weiter vermehrter Hitze Oraniengelb; dann Aurorafarb und endlich Mennige. Alle diese Farben sind etwas streng und dieses destomehr, je mehr Hitze sie ausgestanden haben, die Mennige ist also am strengsten. Man darf sie nicht lange mit Wasser reiben, wenn man

sie nicht blaß haben will. Durch das blose Reiben in Wasser, wenn man damit lange anhält, kann man sie so weit bringen, daß sie so bleichgelb wird, wie Massikot Nro 1. In Oel geriebenen verlieret sie auch etwas von ihrem Feuer, doch bei weitem nicht so sehr, wie im Wasser. Auf Kalk stehet sie gut. (*) C. W. Rose Abhandlung vom Mennigbrennen Nürnb. 1779.

§. 39.

Neapolitanisches Gelb. Selbst die Mahler, welche sich verschiedene Jahre in Neapel aufgehalten haben, widersprechen einander in den Nachrichten, welche sie uns von dieser Farbe geben. Einige behaupten, es sey ein Minerale, welches man um Neapel antrift, also wahrscheinlich

(*) Da die Mennige durch das lange Reiben sowohl in Wasser als Oel ihre Schönheit verlieret: so muß man sie, indem gemeiniglich viele rohe Bleitheile unter derselben gefunden werden, in ein reines feines leinen Tüchlein nehmen, und in einem Geväß, worinnen reines Wasser befindlich, das Feinste davon ausbeuteln, und so bald sichs gesezt hat, das Wasser abgüssen, den rothen Bodensaz aber zwischen Löschpapier troknen.

lich ein vulkanisches Produkt; andere hingegen versichern, daß sie ein Artefaktum sey. Sie können aber beide Recht haben. Daß es nachzumachen sey, daran ist nicht zu zweifeln (s. unter dem Hauptst. Schmelzfarben den §. Gelb und Goldgelb.)

Hingegen kann die Natur in jenen mineralreichen Gegenden es eben auch hervorbringen. Ich meines Theils wollte lieber dieser als jener Meinung beitreten und zwar aus folgenden Gründen: 1) der Stein, welchem man dir Benennung Neapolitanisches Gelb beilegt, ist sehr durchlöchert und enthält vielen Schwefel. 2) Stekt er voll scharfer Salze, die jedoch ungleich ausgetheilt sind; denn in manchem Stück findet man eine gewaltige Menge derselben, in einem andern sehr wenig. Seine Gestalt hat wegen seiner Porosität Aehnlichkeit genug mit andern vulkanischen Produkten. Die ungleiche Austheilung der Salze hingegen reimet sie auch eher zu einem dergleichen Produkt, als zu einem durch Kunst gemachten. Endlich kommt 3) noch hinzu, daß das Salz, welches darinnen enthalten ist, vitriolinisch ist, also auch der nächste Nachbar des Schwefels,

welcher dorten alles beherrschet. Der überwiegenden Salzmenge wegen, kann man auch diese Farbe nicht mit Sicherheit verarbeiten, wenn man sie nicht zerstossen und immer mit neuem heisen Wasser abgesüsset hat, worinnen man sie jederzeit, wenigstens 12 Stunden lang stehen lassen muß. Das Salz dringt durch die erdenen Gevässe, worinnen man das Absüssen vornimmet und überzieht sie auf der äusern Fläche weis. Man darf sich deswegen auch keiner eisernen Spate bedienen, um sie naß vom Stein zu nehmen: diese wird in wenigen Augenblicken mit Rost überzogen.

Hat man sie abgesüsset: so wird sie mit Wasser auf dem Stein fein gerieben und auf Gipsplatten getroknet, sodann zum Gebrauch aufgehoben. Dieses Gelb kann weder seiner Schönheit in der Karnazion, noch seiner Dauerhaftigkeit in allen Arten der Mahlerei wegen durch eine andere gelbe Farbe ersezt werden.

§. 40.

Blau aus Kobolt. Man nimmet feinen Chursächsischen Kobolt, wie er im Erztgebirge um Schneeberg und Ehrenfriedersdorf gefunden wird,

pocht

pocht ihn zu Stücken wie Erbsen und röstet ihn in einer Esse, die wohl ziehet, ab: im Kleinen kann das in einem Schmelztiegel geschehen, welchen man 2 Stunden in der Glut erhält, wobei man sich aber vor dem Rauch in Obacht nehmen muß, denn er ist tödlich, da er aus blosem Arsenik bestehet. Der Kobolt verwandelt sich bei dieser Behandlung in einen schwarzen Kalk, und wird aus dem Feuer weg in Weinessig abgelöscht. Man lässet ihn troken werden, zerstößt ihn zu einem feinen Pulver, welches man entweder mit 5 bis 8 Theilen Kiesemehl, je nachdem die Farbe satt oder blaß werden soll, zusammenschmelzet und dann fein zerreibet, oder mit dem Fluß, welcher unten bei den Schmelzfarben gelehret wird, schmelzet und fein reibet. J. G. Lehmann Cadmiologia Abschn. IV. S. 53—71. J. J. Ferber neue Beitr. zur Mineralgeschichte I. S. 1—11.

Zu dieser blauen Farbe, welche die eigentliche Schmalte ist, kann man durchaus die Koboltarten zu Saalfeld nicht gebrauchen, als welche stark mit Eisenerde vermischet sind und nur betrüglicher Weise Farbenkobolte genennt werden, da

sie doch nichts als Arsenikalkiese sind. Diese Farbe hat in allen Arten der Mahlerei Bestand. (*)

§. 41.

Wismuthblau. Man nimmet Wismuth und gereinigten Salpeter eines soviel als des andern, stösset jedes besonders klein, mischet sodann diese beiden Pulver wohl untereinander und bringet sie in einen hessischen Schmelztiegel, welcher bedekt werden muß. Man macht ein Zirkelfeuer um den Tiegel von ferne, daß der Tiegel mit der Materie nach und nach erwärmet werde. Man rücket das Kohlenfeuer von allen Seiten immer näher an den Tiegel. Es wird ein vernehmliches Geräusche im Tiegel entstehen und jezt muß man sich hüten mit der Hitze nicht zu heftig zu kommen; doch wie sie jetzo ist, muß man sie erhalten, bis das Geräusch im Tiegel nachgelassen hat. Nunmehr aber schlüsset man den Tiegel mit

(*) Um in der Geschwindigkeit zu erfahren, ob der Kobolt blaue Farbe enthält, darf man nur eine Prise davon mit dreimal so viel Borax in einem Schmelztiegel schmelzen, woraus sogleich ein schönes Blau wird, wenn er diese Farbe enthält.

4 Baksteinen ein, welche ihn aber nicht berühren dürfen füllet den Raum mit Schmiedekohlen aus und bedecket auch den Tiegel damit. Man wird gut zublasen, damit alles überein in Glut komme. Wenn nun alles in Fluß stehet: so rücket man die Baksteine bei Seite, hebt den Tiegel mit einer reinen Zange aus dem Feuer, und güsset die noch flüssende Massa auf einen erwärmten reinen Stein zum Erkalten. Die Stücke sind einander in der Farbe selten gleich. Man wird also das Schönste der Farbe auslesen und das Geringere besonders thun. Man reibet es mit Fluß zusammen (s. den vorigen §. zu Ende), schmelzet es und reibet es fein. Diese Farbe ist in Wasser, auf Kalk, in Oel und als Schmelzfarbe sehr gut und dauerhaft.

§. 42.

Ultramarin (s. §. 34.) wird aus lapis Lazuli, Lasurstein gemacht, welcher sehr rar und theuer ist. Zu Venedig ist der Platz, wo man ihn wenigstens in großen Quantitäten haben kann. Jugel (Natürliche Berg- Schmelz- und Figierkunst Th. II. Anm. 7. S. 195.) behauptet, daß er auch in Chursachsen gefunden werde. Er sagt:

„ wenn man von Schneeberg in Sachsen nach
„ dem Hundeshübel geht (ist ein Dorf allda)
„ und durch das Dorf nach Brünnels-Gut, da-
„ selbst sind unweit dem Wege, linker Hand,
„ sechs bis sieben alte Stollen, in deren einem
„ befindet sich der schönste lapis Lazuli in starken
„ Anbrüchen. — Um den Ultramarin aus diesem
Stein abzusondern, sind schon vielerlei Prozesse
versucht worden: allein unter denen die mir be-
kannt sind, gelingt keiner besser, als der Kunke-
lische, ob er gleich den Unterschied zwischen
Quarz- und Edelsteinerde nicht gemacht und viel-
leicht auch nicht geprüft hat, ob der feuerveste
Silberschwefel sich in den Quarztheil gelegt oder
sich unzertrennlich mit der Edelsteinerde vereinigt
hat. Inzwischen kann man aus seinem Verfahren
und den verschiedenen Qualitäten seines Ultrama-
rins aus einem und dem nehmlichen Stein erken-
nen, daß das subtileste der Farbe in der Edel-
steinerde und das geringere seinen Aufenthalt im
Quarz genommen hat, wenn man viele Flecken
und Adern im Lapis Lazuli findet. Ich will den
Kunkelischen Prozeß im Auszug hersetzen, und
meine Leser selbst urtheilen lassen: „ man nimmt
„ Lapis Lazuli, welchen man zu Stückchen von

„ der

„ von der Grösse einer Erbse macht, lässet diese
„ glühend werden und löschet sie in starkem Wein-
„ essig ab. (Dieses Glühen und Ablöschen kann
„ zwei bis dreimal wiederholet werden, indem
„ dadurch das Zerreiben derselben erleichtert
„ wird.) Nun werden diese Stükchen (nicht auf
„ Marmor, welcher hiezu zu weich ist, sondern)
„ auf Porphyr, zu feinem Pulver zerrieben. Man
„ nimmt hierauf, so schwer das Pulver wiegt,
„ halb weises Jungfernwachs und halb Kolopho-
„ nium (hievon darf man auch etwas mehr neh-
„ men) lässet beides unter einander in einer erde-
„ nen glasurten Schüssel zergehen und bringet
„ nach und nach unter beständigem Umrühren
„ (mit einem silbernen Drath) das Pulver hin-
„ ein. Man güsset diese Masse also heiß in eine
„ Schüssel mit reinem kalten Wasser, in welchem
„ man es acht Tage liegen lässet. Man hält als-
„ denn genugsam reines kochend heises Wasser be-
„ reit und auch 2 reine Schüsseln (von ziemlicher
„ Grösse, weil sich in einer größern Quantität
„ das Wasser länger warm erhält); man nimmt
„ eine Rolle von der Masse und bringet, nachdem
„ man die Hände vorher sehr rein gewaschen hat,
„ solche in die Schüssel mit heisem Wasser und

„ knetet solche darinnen, bis man glaubet das „ schönste herausgezogen zu haben. Nunmehr fül„ let man die zweite Schüssel mit heisem Wasser „ und knetet darinnen die nehmliche Rolle so lan„ ge sie noch Farbe hergiebt.“ Man kann auch noch mit einem dritten Gefäß heisen Wassers abwechseln; allein, was hier noch zum Vorschein kommet, hat kaum einen entfernten Geschmak von blau und ist mehrentheils Quarz; es kann also nur dorten Gebrauch davon gemacht werden, wozu die Ultramarinasche gut genug ist. Man lässet die Gefäse 4 Tage ruhig und wider Staub verwahret stehen, güsset sodann das Wasser ab und troknet den Bodensatz an einem reinen Ort. Wären also die bleichen Partikeln so kampakt als die dunkeln: so würden sie gleich beim Anfang der Operazion sich mit losmachen und die Farbe welche zuerst fället, würde so gering wie die leztere, oder, welches einerlei ist, die leztere würde so gut wie die erstere seyn.

§. 43.

Grün. Man löse Kupferfeilspäne oder sonst kleine Stücke Kupfer in Scheidewasser auf, bis dieses gesätiget ist. Man güsse in einem andern gläsernen

Gevås auf Mennige oder gestossene Bleiglätte starken Weinessig und lasse solchen wohlverstopft an einem måsig warmen Ort 3 bis 4 Tage stehen, da man ihn einigemal wohl umrüttelt. Man seihe beide Auflösungen jede besonders durch eine feine neue Leinwand in Gläser. Hierauf lasse man von dem Bleiessig in die Kupferauflösung tröpfeln: die Auflösung wird trüb werden. Wenn sich das Trübe gesezt hat und die Flüssigkeit ist noch gefärbt: so tröpfelt man von dem Bleiessig wieder hinein und dieses wiederholet man so oft, bis die Kupferauflösung ganz farbenlos ist und lässet dann das Grüne sich wohl sezen. Ist dieses erfolgt: so güsset man das Farbenlose Klare ab und süsset den grünen Bodensatz einigemal ab, lässet ihn auf Gipsplatten troknen und verwahret ihn. Diese Farbe stehet in Wasser und Oel sehr wohl, und man hat nicht zu besorgen, daß sie andere, die damit vermischt, neben oder unter sie gesezt werden, verdirbet, wie der Grünspan.

§. 44.

Grünspan ist nichts anders als ein Kupferrost. Man machet ihn aus den Kupferabgängen, welche wechselsweise, Schicht auf Schicht mit Wein-

tröstern übereinander gelegt und in Pferdemist oder an sonst einem warmen Ort so lange verwahrt werden, bis die Kupfertheile ganz zerfressen sind. Die Masse wird von den Tröstern durch Siebe von Kupferdrath gereinigt, mit Kreidenmehl vermischt und in Blasen aufbewahrt. Das Kreidenmehl ist ein nothwendiges Requisit, weilen der grüne Taig sonst jahrelang nöthig hätte, um zu troknen. Wir bekommen diese Farbe meist aus Frankreich. Sie ist für Menschen und Vieh ein etzendes Gift, welche Eigenschaft sie auch an den meisten Farben äusert. Aus Gemählden muß man solche ganz weglassen und zum Anstreichen verträget sie sich nur in so fern mit Bleiweis in Oel, wenn man das nicht achtet, daß sie in wenigen Tagen gelblicht und mit der Zeit braun wird.

§. 45.

Braunschweiger grün hält sich in Oel ziemlich, doch in der Luft besser als in Zimmern. Auf nassen Kalk verschwindet es unter der Hand. Eben so wenig kann man es mit Kalkweis auf ausgetroknete Wände gebrauchen. Davon nichts zu gedenken, daß sie mit Kalk oder nur Kalkwasser

ser vermischt, nachtheilig für die Gesundheit dessen ist, der sie verarbeitet, da sich hiebei laugenhafte Luft in solcher Menge entwickelt, daß man auch bei offenen Feustern ersticken mögte; wodurch sich ein Hauptbestandtheil desselben, das flüchtige Laugensalz offenbaret.

§. 46.

Gebrannt Elfenbein ist zu Oelfarben das vorzüglichste. Man nimmt dazu die Abgänge bei den Elfenbeinarbeitern, füllet damit einen neuen Topf, verschlüßet solchen mit einem Deckel, welchen man umher mit Leimen verstreichen muß, damit er keine Kluft behalte. Man wird diesen Leimen wohl troknen lassen, ihn hierauf beim Töpfer oder in einem andern starken Feuer so ausbrennen, daß er durchein glühet und nicht mehr rauchet. Wenn er ganz abgekühlet oder kalt ist: so findet man die Stücke Elfenbein schön schwarz, die man anjezt mit Wasser oder schlechtem Brandwein sehr fein abreibet und auf Gipsplatten troknen lässet. In Wasserfarben bedient man sich dieser Farbe selten, weil sie nicht wohl decket und nicht leicht zu behandeln ist: in Oel aber ist sie desto vortrefflicher. Doch muß man dabei beo-

bachten, daß wenn man sie mit Trokenöl (Oelvernis oder Leinöl, welches mit Bleiglätte gesotten ist) abgerieben hat, man sie in einen glasurten Scherben nehmen und auf einem geringeu Kohlenfeuer unter beständigem Rühren und Niederdrücken etwas braten muß, weil sie sonsten sehr schwer troknet.

Im Kalk ist sie gar nicht zu gebrauchen.

§. 47.

Bein- oder Knochenschwarz. In Ermanglung des vorigen kann man sich dieses Schwarzen bedienen. Man nimmt dazu von den Röhrenbeinen der Rinder, welche man erstlich mit Lauge auskochen muß, damit keine Fettigkeit daran bleibe, welche einen Ruß an die Knochen sezen würde, wodurch die Farbe einen Theil der Eigenschaften des Kienruses erhielt: (s. Kienruß). Die in Lauge ausgekochten Knochen werden mit reinem Wasser einigemal abgespühlet und getroknet. Man brennet sie sodann wie das Elfenbein (s. vorigen §.) und behandelt sie übrigens eben so. Das Knochenschwarz fället immer etwas bräunlich aus und ist weder so dunkel noch so subtil wie das Elfenbein.

fenbeinschwarz. Auch dieses kann man nicht auf Kalk gebrauchen.

§. 48.

Weinrebenschwarz. Im Frühjahr, wenn die Weinstöcke geschnitten werden; nimmt man die Reben, welche beim Schneiden abfallen, oder, welches viel besser ist, die Knoten von alten Weinstöcken, welche holzreicher sind als die Reben, lässet solche wohl austroknen oder dürre werden, weil sie sonsten nicht durchbrennen. Man brennet sie im offenen Feuer auf dem Feuerherd zu Kohlen und, wenn sie wohl durchgebrannt sind, so löschet man sie sogleich in Wasser ab, wobei zugleich die Aschentheile mit abgewaschen werden. Sie müssen mit Wasser sehr fein abgerieben und getroknet werden. Man bedienet sich ihrer in Oel, in Wasser und auf Kalk. Ihr Schwarzes ist sehr sanft und wenn es mit Weis vermischet wird, so sticht es ins Bläuliche. Es hält sich in diesen drei Arten der Mahlerei ungemein gut und beständig.

§. 49.

Frakfurtherschwarz. So schön und beständig diese Farbe ist, so selten hat sie sich gemacht. In Frankfurt selbst habe ich welche gekauft, die mit schlechtem Kohlenstaub und Sand verunreiniget war. Die Ursache ihrer Seltenheit mag in den vielen Hutfabricken liegen, bei welchen man die Weinhefen zum Walken gebrauchet.

Will man sich dieses Schwarz selbst machen: so kann es auf folgende Art geschehen: Man nimmt die ausgepreßten Weinhefen in ein Gevås, übergüsset sie mit heisem Wasser zu einigenmalen, seihet sie allemal durch ein Tuch, daß das Wasser abtraufe. Endlich troknet man sie an der Luft, füllet damit erdene unverglaste Töpfe, auf welche man passende Deckel lutirt (mit Leimen verstreicht) und beim Töpfer brennen låsset. Wenn sie erkaltet sind: so bringt man die schwarz gebrannte Materie in Mörsel, zerstösset sie und schlåget solche durch ein Drathsieb. Man bringet sie in einen Topf, oder wenn man deren viele hat, in einen Kessel, welcher voll Regen- oder reines Flußwasser gegossen wird. Man wird sie

darinnen lassen, bis sie eine halbe Stunde recht stark gekocht hat. Nun schöpfet man sie auf ein ausgespanntes Tuch und lässet das Wasser abtropfen. Den schwarzen Kuchen auf dem Tuch wäschet man noch einigemal mit frischem Wasser aus, lässet das Wasser durch das Tuch davon rinnen und troknet den Rükstand. Wollte man das Auskochen unterlassen, so würde man Gefahr laufen, daß die Farbe mit Oel nie troknen würde, weil, des Auswaschens vor dem Brennen ohngeachtet, Weinsteintheile in der Hefe sitzen bleiben, die durch den Verlust ihrer Säure bei der Kalzinazion, das Laugensalz zurückelassen, wodurch das Troknen in Oel nicht nur verhindert, sondern auch der Zustand der Oelfarbe seifenartig wird, folglich zu allen Zeiten mit Wasser abgewaschen werden kann.

§. 25.

Russchwarz, Kienrus. Von dieser Farbe wäre unnöthig ein Wort zu sprechen, wenn es nicht geschehen müste, um davor zu warnen. In der Oelmahlerei ist sie denen Farbenkörpern so schädlich als der Grünspan, nur auf eine andere Art. Und obgleich Mahler selbst sich bemühet

haben, ihre Ehre zu retten und wenigstens Mittel anzugeben, sie von ihren nachtheiligen Eigenschaften zu befreien: so sind doch auch diese theils zu unzulänglich, theils zu kostbar, um einer Farbe auf der Palette einen Platz zu verschaffen, die man so leicht entbehren kann. In Oel bekommen alle helle Farben, die man damit vermischet einen gelbbraunen Thon. So wird z. B. das Hellgraue häßlich grün; das Hellblaue, welches man damit bricht, olivengrün u. s. w. Wer gewohnt ist auf grauen Grund zu mahlen und vermischet, um diesen Ton zu erhalten, sein Weises, anstatt Kohlenschwarz zu nehmen, mit Kienrus, der wird erfahren, daß alle seine Farben darauf sich folgendermassen verändern: das reinste Kremserweis wird schmutzig ockerhaft; das reinste Himmelblau, anfänglich hübsch grün, welches aber in kurzer Zeit in ein schmutziges Grün ausartet; das Rosenfarbe verändert sich in die Farbe des dürren Laubs; der Zinnaber in braunroth; der schönste Florentiner Lak wird weichselbraun ꝛc. kurz, alle Tinten verändern sich in kurzem so, daß man in keiner davon mehr ihren ursprünglichen Ton findet. Wo man es pur gebrauchet, da wird es mit einer widerwärtigen grünen Haut überzogen,

welche sogar, wenn man die erste mit Bimstein wegschleifet, immer wieder zum Vorschein kommt. Man hat geglaubt dem Rus dadurch zu helfen, oder ihn zu verbessern, wenn man ihn in ein erden Gevåß vest einstampfet, einen Deckel darauf lutirt und solches sodann ausglůhet: allein er bleibt auch auf diese Weise behandelt, so unartig, wie vorhin, da die schwefeligen Theile, welche die ůble Wirkung hervorbringen, durchs verschlossene Kalziniren nicht weggeschaft, sondern nur desto hartnåckiger werden; es wåre denn, daß man ihn offen kalzinirte und dann bleibet er keine schwarze Farbe, sondern verwandelt sich in das, was er zu seyn verdienet, damit ihn der Mahler nicht ergreift, in ein wenig Asche. Andere haben angerathen, man soll das Gelbe durch Weingeist oder Terpentingeist, welchen man darůber und einige Zeit darauf stehen låsset, ausziehen und damit so lange fortfahren, bis eines von den beiden Flůssigkeiten farbelos darauf stehen bleibet: Aber wer wird so toll seyn und des Ruses halben diesen Aufwand machen. Wer sich in der Geschwindigkeit davon ůberzeugen will, daß der Rus gelb macht, der nehme in ein Glas oder Porzellangevås einen Lőffel voll Kienrus, mische

ihn mit Terpentinöl an, daß er wie ein Taig wird; lege sodann auf diese Masse ein Stück weises Scheibenwachs so, daß dieses die Masse in allen Theilen seiner untern Fläche berühre, oben aber rein bleibe und lasse es etliche Stunden unberührt stehen. Nach dieser kurzen Zeit wird das Stück Scheibenwachs, welches doch immer gewiß zwei Messerrücken dick ist, durchaus so gefärbt seyn, daß wer von dem Verfahren nichts wuste, dieses nicht vor ein weises, sondern recht honiggelbes Wachs halten wird.

Hiezu kommt noch, daß der Kienrus in Oel selbst mit lauterm Trockenöl abgerieben in langer Zeit nicht troknet, wenn man nicht etwas Grünspan darunter mischet: aber desto schlimmer, da jezt die zwei ärgsten Farbenfeinde miteinander verbunden sind.

Zu Wasserfarben, welche keinen Vernis bekommen sollen, kann der Kienruß inzwischen ganz wohl gebraucht werden: jedoch aus Kalk muß man ihn weglassen.

Schwarz aus Amethyst s. unter den Artickel Karmin.

Man

Man hat noch mehrerlei schwarz, z. B. gebrannte Sorkrinde, verbrannt Papier, gebrannte Pfirschigkerne ꝛc. sie gehören aber allerseits unter das Kohlenschwarze, nur daß manches milder als das andere ist; in der Farbe selbst aber sind sie sehr wenig unterschieden.

Zweiten Hauptstückes,

von den künstlichen, oder durch Kunst zuwegegebrachten Farbekörpern,

Zweite Abtheilung.

Lakfarben.

§. 51.

Unter der Benennung Lakfarben kommen diejenigen vor, welchen man durch ausgezogene Tinkturen, womit man nur die allerfeinsten Erdenarten in Verbindung setzet, eine vorzügliche Schönheit Lebhaftigkeit ertheilet, dergestalt, daß solche, wenn man sie mit Oel behandelt, eine vollkommene Durchsichtigkeit erhalten. Hierinnen liegt der Grund, daß sie in Oelgemählden die Kraft hervorbringen, welche man an den Saftfarben in Wasser bemerket. Nur Schade ist es, daß manche von ihnen nicht so dauerhaft als schön sind. Da jedoch dem Künstler viel daran gelegen seyn muß, zu wissen, bei welchem er auf Beständigkeit zu rechnen hat,

und bei welchem nicht: so werde ich bei jedem Artikel den Unterschied zwischen den echten und unechten anzeigen; wo man dann unter echten die Dauerhaften und unter unechten die von minderer Dauerhaftigkeit verstehen wird.

Man kann sich übrigens darauf verlassen, daß wenn man genau nach meinen Vorschriften verfahren wird, alle Produkte so ausfallen müssen, wie ich sie angebe, weil nichts vorkommet, was ich nicht selbst erprobt habe.

§. 52.

Der echte rothe Lak wird aus der Coccionell oder Cochenille gemacht und man kann behaupten, daß er der schwierigste unter allen Lakfarben ist. Der Name des Erfinders und das Zeitalter desselben hat sich verlohren: doch kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese Farbe zu Florenz oder wenigstens von einem Florentiner erfunden worden ist, weil er in alten Schriften, sogar in Holländischen, wo dessen gedacht wird, Florentiner Lak genennt wird. Der Wiener Lak, welcher eine Nachahmung von jenem ist, ist noch nicht 40 Jahre bekannt:

kannt: hingegen findet man schon rothen Lak in den Gemählden des da Vinci, welcher im Jahre 1455 gebohren und 1520 gestorben ist. Ob aber der rothe Lak zu den Zeiten eines da Vinci aus Coccionell verfertiget worden sey? Das ist eine andere Frage, die jedoch für uns von keinem Belang ist, da er aus den Kermesbeeren auf die nehmliche Weise und eben so gut erhalten werden kann, als aus der Coccionell.

§. 53

Kunkel thut sich viel darauf zu gute, den Lak aus der Coccionell zu machen, ohne vorher die Wolle zu färben, als wenn dazu just eine besondere Erleuchtung gehörte, auf die nehmliche Art die Farbe sogleich aus der rohen Coccionell zu ziehen, wie man sie aus der Wolle ziehet. Die Scharlachfarbe gehet weit über Kunkels Alter hinaus, folglich mußte man damals das rohe Material auch schon kennen, womit man färben wollte. Allein er dachte daran nicht, daß man in Fabriken alles zu benutzen suchen muß, daß folglich der Scharlachfabrikant auch Bedacht genommen haben wird, seine rothe Scheerwolle lieber zu versilbern, als wegzuwerfen; der Farbenlaborant

rant profitirte gleichfalls dabei, indem er die Scheerwolle um vieles wohlfeiler als die Coccionell oder Kermesbeere kaufen konnte. Hiezu kommt noch dieses, daß sich die Farbentheilchen der Coccionell und der Kermesbeere weit lieber scheiden, wenn man sie aus der Wolle, als wenn man sie aus der rohen Coccionell ziehet; dann der thierische Schleim, der sich durch die Potaschenlauge von der Wolle mitauflöset, erleichtert die Fällung der Farben nicht nur, sondern er ertheilt selbst der Alaunerde einen höhern Grad von Durchsichtigkeit, als sie ohne denselben je erlangen würde.

Ich will demnach zweierlei Verfahren anzeigen: was mich anbelanget, so nehme ich zu meinen echten Lacken aus Coccionell, Wolle, ohngeachtet ich mich des Umwegs überhebe, sie vorher zu färben.

§. 54.

Echter rother Lak aus Coccionell ohne Wolle.

Der erste: Man löse 4 Unzen oder 8 Loth Potasche in 1 Maas warmen Wasser auf und las-

se sie durch ein leinen Tuch laufen, welches mit Löschpapier bedekt ist, wobei man aber verhüten muß, daß das Löschpapier nicht ein Loch bekomme. Diese Lauge muß so klar, wie reines Wasser seyn. Man löse gleichfalls 2 Unzen oder 4 Loth Alaun mit 1 Schoppen kochenden Wassers auf, welche Auflösung man nur durch ein Stück feine und reine Leinwand laufen lässet. Indem beide Auflösungen warm sind, werden sie nach und nach in einen neuen verglasten Topf unter einander gegossen. Man wird sie bedekt, damit nicht Asche oder andere Unreinigkeit hineinfalle, ans Feuer setzen, bis sie kochet. Bis das Kochen erfolget, zerreibe man 1 Loth Coccionell zu Pulver, binde sie in ein Stückchen sehr feine reine Leinwand, doch nicht so, daß das Coccionellpulver sich gepreßt, sondern ganz locker darinnen befinde. Nun zerreibe man einen Theelöffel voll weise Stärke in kaltem Wasser nnd verdünne sie so weit, daß der aufgelösten Stärke und des Wassers zusammen eine halbe Theetasse voll betrage. Man güsse diese Stärkauflösung nach und nach und unter beständigem Umrühren mit einem reinen zinnernen Löffel (ja nicht mit Blech oder Eisen) in die kochende Potaschen- und Alaunauflösung und erwarte

te

ke, bis alles wieder kochet. Nun nehme man das Bündelchen mit der Coccionell, welches man an einen weisen Zwirnfaden hängen kann, und senke solches, indeme man das Ende vom Zwirnfaden zwischen den Fingern behält, in den Topf mit der Lauge, welchen man vom Feuer zurückegesezt hat und beutle solches so lange darinnen, bis die Lauge sich sehr stark gefärbt hat, und bis die Lauge beginnet lau zu werden. Man wird die Coccionell herausnehmen und solche ganz leicht ausgedrückt bei Seite auf ein Porzellän legen. Nun nimmt man ein großes Stück Alaun oder zwei kleinere und lässet sie in die Farbebrüh fallen. Man rühret beständig mit einem Stäbchen von weichem Holz bis man siehet, daß die Farbe stark geronnen ist. Um zu erfahren, ob sie sich zu Boden begeben wird, güsset man etwas davon heraus in ein Bierglas. Sieht man, daß darinnen der rothe Saz zu Boden eilet: so hebt man die Alaunstücke mit einem zinnernen Löffel schleunig heraus aus der Farbebrühe und lässet solche über Nacht an einem kühlen Ort bedekt ruhig stehen. Am folgenden Morgen güsse man das Klare bis auf den Saz vorsichtig ab in ein reines Gevás (am besten in ein Zuckerglas oder Porzellännapf)

napf) und verwahre es wider Staub zu einem andern Gebrauch; denn dieses Wasser enthält mehrentheils noch einige, obgleich sehr wenige Farbtheile und ein Mittelsalz. Den Satz wäschet man einigemal mit kaltem reinen Wasser aus und troknet ihn in kleinen Häufchen auf Gipsplatten, keineswegs aber auf Kreide, weil er davon dunkel wird. Dieser Lak ist sehr schön und man kann ihn in Oel, Pastell, und in Wasser gebrauchen; er ist vollkommen und beständig.

Der zweite: Man nehme eine nicht allzu starke Potaschenlauge, wie Anfangs, aber ohne Alaun. Man lasse solche kochen und richte sie mit etwas Stärke zu, wie vorhin. Nun bringe man die in dem Beutelchen zurückegebliebene Coccionell welche noch in der Leinwand verschlossen bleibet und lässet solche in dieser Lauge eine Viertelstunde ganz schwach kochen, bis man vermuthen kann daß alle Farbe aus der Coccionell gezogen sey. Man drücket das Päuschchen wohl aus und leget die Alaunstücke wieder in die Lauge, so bald sie aufgehört hat zu kochen. Es wird ein Schaum sich auf der Oberfläche der Lauge zeigen. Man rührt mit einem reinen weichen Holz um,

lässet

lässet die Farbebrühe aber immer wechselsweise wieder ruhen um bemerken zu können, ob sich der Schaum noch vermehrt. Vermehrt er sich nicht mehr und bleibt die Oberfläche der Brühe ruhig: so hebt man die Alaunstücken heraus, lässet alles über Nacht stehen, wie oben. Man güsse am andern Morgen auch das Klare ab zu dem vorigen und verwahre solches, den rothen Bodensatz wäschet man einigemal aus, wie den ersten und troknet ihn. Der erste Lak ist hell und dieser ist dunkel, aber eben so beständig wie der erste. Man kann diesen Prozeß auch mit frischer Coccionell beginnen: und der dunkle Lak wird nur desto satter in der Farbe ausfallen. Das Absüssen mit frischem Wasser, welches zu 3 bis 4malen vorgenommen werden muß, darf nie vergessen oder abgekürzt werden, weil, wenn Salztheile unter der Farbe bleiben, diese theils davon answachsen und sie unansehnlich machen, theils, wenn man sie in Oel gebrauchen will, das Troknen gewaltig verzögern.

Anm. H. Gülich giebt zu einem Niederschlagmittel die Bleizuckerauflösung an: allein diese benimmt sowol dem Lak als dem Karmin

mit alles Feuer und taugt folglich weder zu dem einen noch dem andern. Die Ursachen davon habe ich oben schon angezeigt. s. §. 7. und 11.

§. 55.

Ein anderer echt rother Lak. Man löse 8 Loth Bittersalz mit 1 Maas kochendem Wasser auf und seihe die Auflösung durch; setze sie hierauf in einem neuen Topf ans Feuer, daß sie siede. Es wird nunmehr auf Stärkwasser (s. vorigen §.) darunter vermischt und überhaupt verfahren wie im oben angezeigten §. ausgenommen, daß man die Coccionell eine Viertelstunde gemach darinnen kochen lässet und sodann wohl ausdrücket. Man güsse nun Potaschenauflösung, welche erwärmet seyn muß, immer nur wenig auf einmal hinzu, bis sich die Farbe alle abgeschieden hat, und süsse sie, nachdem das Salzwasser vorher gemach abgegossen worden, einigemal mit frischem Wasser ab, worauf sie, wie die vorigen, auf Gipsplatten getroknet wird.

Dieser Lak bekommt viel Feuer und Dunkelheit und da die Bittersalzerde ihn viel milder als jenen mit der Alaunerde lässet: so ist er vorzüglich

lich wohl als Pastellfarbe zu gebrauchen. S. Pastellfarben.

§. 56.

Noch ein vortrefflicher echt rother Lak. Man wird weises Fischbein (os sepiae) aus der harten Schaale, die ausenher sietzt, schaben und solches entweder auf dem Reibstein, oder im Mörsel zu einem zarten Pulver reiben. Nun kochet man 1 Maas Regenwasser in einem verglasten Topf mit 2 Loth Weinstein Crystallen und 4 Loth Alaun so lange bis die Weinstein Crystallen, die man vorher zerstoßen hat, nebst dem Alaun, sich völlig aufgelößt befinden. Anjetzo wird das Fischbeinpulver nach und nach in das kochende Salzwasser eingetragen, welches man unter beständigem Umrühren mit einem Span von weichem Holz wenigstens eine halbe Stunde in einem weg kochen lassen muß, worauf wan solches vom Feuer nimmt und warm durch Löschpapier laufen lässet. Den Satz, welcher im Löschpapier zurückebleibet nehme man in eine andere verglaste Schüssel und güsse genug kaltes Wasser daran, rühre alles wohl um und seihe es durch eine feine Leinwand, damit man den Satz erhalte, welcher

zwar

zwar getroknet, aber nicht ganz dürre gemacht wird.

Hierauf nimmt man eine rothe Farbebrühe die entweder mit halb Potasche und halb Alaun, dann einer verhältnißmäsigen Menge Coccionellpulver in einem Beutelchen, wie oben; oder mit Alaun und hinzugetröpfeltem Scheidewasser bis die Brühe hoch genug an der Farbe befunden wird, gekocht worden ist. Bringet nun auch das beinah trokne Fischbeinpulver in diese Brühe, lasset alles eine halbe Stunde bedekt gemach kochen, damit die Farbe nicht überlaufe. Man rücke den Topf vom Feuer und wenn er aufhört zu sieden, so tröpfelt man Zinnauflösung nach und nach hinzu, bis sich alle Farbe zu Boden begeben hat; güsset das farbenlose Wasser ab und waschet den Bodensatz einigemal mit reinem Regenwasser. Dieses ist, wenn man die Farbebrühe mit halb Alaun und halb Potasche angesezt hat, ein ganz herrlicher Karminlak, welcher in Oel, in Wasser und in Pastell gleich gute Dienste thut und über die Massen dauerhaft ist. S. unter dem Artikel rother Karmin.

§. 57.

§. 57.

Echt rother Lak mit Wolle. Man kann sich zu diesem Lak dreierlei Arten von Wolle bedienen: entweder der rohen Wolle, wie sie vom Schaafe geschoren worden ist, aber weis seyn muß, oder der weisen Scheerwolle vom Tuchscheerer; oder der Abgänge von weisem Wollentuch, welche man bei Leuten, die dergleichen verarbeiten, bekommen kann. Beide leztere Arten bedürfen einer eignen Vorrichtung, weswegen ich von der rohen zuerst handeln werde. Diese nun wird über Nacht in einer hinlänglichen Menge Regenwasser oder Flußwasser eingeweichet. Am folgenden Morgen lässet man nach Hinzugüssung von heisem Regenwasser diese Wolle herauswaschen, damit sie von den gröbsten Unreinigkeiten befreiet werde. Dann wird ein etwas starkes Seifenwasser in hinlänglicher Menge und wohl warm darüber gegossen, aus welchem die Wolle nunmehr sehr rein herausgewaschen und in frischem Wasser einigemal abgespühlt werden muß. Man breitet sie auf Sieben dünn auseinander, damit sie wohl abtraufe und beinah trocken werde. Man wird auch kaustische oder Seifensiederlauge, die halb aus lebendigem Kalk und halb aus Pot-

asche gemacht, dann durch leinene feine Tücher die vierfach aufeinander gelegt werden müssen, geseihet ist; worauf man sie annoch über Nacht ruhig stehen lassen und hernach erst das Klare so viel man davon nöthig hat, abgüssen muß, ich sage, man wird jezt mit dieser Lauge einen neuen verglasten Topf so weit füllen, daß er einer queren Hand breit leer bleibe, ihn bedekt aus Feuer stellen und die Lauge kochen lassen. Nun bringt man, je nachdem der Topf groß oder klein ist, viel oder wenig von der Wolle nach und nach hinein, lässet solche eine Stunde wohl kochen, wobei sie immer mit einem Stab von weichem Holz umgerührt werden muß, damit sie sich nicht anlege, wodurch die Lauge braun werden würde. Nach Verfluß dieser Zeit güsset man alles in eine große Schüssel, die Wolle nimmt man heraus in ein Netz oder gestrikten Sak von Leinen und hänget diesen ober der Schüssel auf, damit er da hinein abtropfe. Nun wird diese Lauge durch ein Stück reine Leinwand geseihet. Man nimmt von dieser Lauge so viel als man zu seiner Farbe nöthig zu haben glaubet, lässet sie kochen und bringt sie vom Feuer, bis sie nur noch wohl warm ist. Man beutelt Coccionell darinnen aus, so lange

sie

sie Farbe hergiebt; leget in eine andere Schüssel einige Stücken Alaun und güsset von der heisen Farbebrüh darüber und schwenket sie so lange bis alles geronnen ist; man güsset mehr Farbebrüh hinzu, schwenket abermals und fähret damit so lange fort, bis die Farbebrüh aufgegangen ist. Sollte der Alaun sich inzwischen verzehrt haben, so wirft man noch ein Stück hinein und schwenket, bis alles geronnen ist, da dann der noch unaufgelöste Alaun herausgenommen und die Farbebrühe ruhig stehen gelassen werden muß, bis sich der Lak aller zu Boden gesezt hat, worauf das Helle oben abgegossen und der Satz, wie bekannt etlichemale abgesüsset und getroknet wird. Dieser Lak hat ein ausserordentliches Feuer, aber Kermesroth (*).

(*) Wenn man zu diesem Prozeß anstatt der rohen Wolle, weise Scheerwolle oder Stückchen von weisem wollenen Tuch nimmt, welche beide auch vorher mit Seifenwasser gereiniget werden müssen: so entwickelt sich gleichwol beim Niederschlagen mit Alaun der bekannte Geruch von der Auflösung der Schwefelleber, wenn man Säuren dazubringet. Die Ursache davon ist, weil allen

§. 58.

Soll der Lak mit der Lauge des vorigen §. hochroth werden: so wird die Coccionell nicht in der Lauge ausgebeutelt, sondern man wird zu 4 Loth Alaun 2 Loth Weinstein Crystallen oder Cremor nehmen, solche mit 1 Maas Wasser kochen und dann das Coccionellpulver eine halbe Stunde bedekt damit gemach sieden lassen. Nachdeme man den Topf vom Feuer gebracht hat, so seihet man dieses Salzwasser in eine große verglaste Schüssel und indem alles noch warm ist, güsset man vorsichtig und nach und nach von der reinen Wollenlauge hinein. Man muß sich hier ja nicht übereilen, weilen sonst alles überlaufen könnte. Man muß immer erwarten, bis in der Schüssel die Flüssigkeit wieder ruhig ist und der Schaum sich nicht mehr häufet. Diesen schiebet man

allen weisen wollenen Tüchern erst ihr helles Weises durch das Schwefeln, wie es die Fabrikanten nennen, ertheilet wird, die Schwefeltheilchen aber sich durchs Kochen in Lauge auflösen, wodurch wahre Schwefelleber entsteht. Der Farbe aber ist diese Erscheinung nicht nachtheilig.

man mit einem zinnernen Löffel auf die Seite, um zu sehen, ob das Farbwesen alles geronnen ist. Befindet sich die Brühe noch roth und nicht geronnen: so wird mit eben der Vorsichtigkeit, wie erst, mehr Lauge nachgegossen und dieses geschieht so lange und oft, bis, nachdem sich das rothe Geronnene alles zu Boden zu geben im Begriff ist, sich das Wasser klar und ohne Farbe zeiget. Nachdeme man dieses Merkmal wahrnimmet: so lässet man alles ruhig über Nacht stehen, güsset am folgenden Morgen das klare Wasser ab, bis auf den Satz und frisches reines Wasser etlichemal auf und wieder ab, um die Farbe von den Salztheilen zu befreien, welche nun auch entweder auf Löschpapier oder auf feine Leinwand zum Abtraufen gebracht wird, wornach dann die Farbe auf Gipsplatten getroknet werden muß.

Es wird noch ein echter Lak aus der Coccionell gezogen, welcher mittelst der Zinnauflösung gefället wird: da aber dieser nicht sowol Lak, als vielmehr wahrer Karmin ist, so werde ich nicht ermangeln unter dem Artikel Karmin weitläufiger davon zu handeln, woselbst ich auch Gelegenheit nehmen werde noch einer Salzart zu er-

 wehnen,

wehnen, auf die man bisher bei Zubereitung der Farben gar nicht geachtet hat und die gleichwol von wichtigem Nutzen ist.

§. 59.

Unechter rother Lak aus Fernambuk. Dieser Lak ist vom Ansehen sehr schön: allein in Oel hält er sich sehr schlecht, in Leim und andern Wasserfarben dauert er länger und auf nassen Kalk ist er so wenig zu gebrauchen, wie alle andere Lakfarben, selbst die echten nicht ausgenommen. Von dem Verfahren bei desselben Erzielung kann ich mich kurz fassen, weil er viel leichter zu fällen ist als die echten. Man wird geraspeltes Fernambukholz nehmen, solches in einer Lauge, die aus gleichen Theilen Potasche und Alaun gemacht ist, und wie zu Anfang des §. 54. angezeigt worden, damit zu Werke gehen. Der gröste Unterschied bestehet darinnen, daß man hier zu 1 Maas Lauge, 4 Loth Fernambukholz nimmt, und solches 1 Stunde wohl damit kochen lässet. Nunmehr nimmt man das geraspelte und in eine reine Leinwand eingeschlossene Fernambukholz aus der Lauge und schläget die Farbe, wie dorten, mit

Alaun

Alaun nieder. Beym Absüssen und Troknen verfährt man eben so, wie bei dem Coccionellak.

Da dieser Lak, wie gesagt, sehr schön ausfället: so kann selbst der Kenner damit betrogen werden, wenn er nicht verstehet ihn durch eine Probe zu unterscheiden und diese bestehet darinnen, daß man etwas von dem zu versuchenden Lak auf dem Reibestein zerknirschet, ihn in ein Glas bringet und etwas Vitriolgeist darauf güsset. Ist der Lak echt, so wird dessen Farbe nur desto schöner: ist er aber aus Fernambuk, so wird er eine häßliche Lohfarbe bekommen.

Die Farbenlaboranten, welche sich selbst oft beim Niederschlag des Coccionellaks nicht zu helfen wissen, bedienen sich des Mittels, um jenen zu befördern und nehmen zu 2 Drittheilen Coccionell, 1 Drittheil Fernambuk, auch wohl die Helfte und verkaufen diesen Lak als ganz echt. Allein, ob er gleich in der angezeigten Probe etwas besser bestehet: so findet man, wenn man ihn scharf, im Nothfall mit einem guten Vergrößerungsglas betrachtet, die lohfarbnen Partickeln darinnen.

Auf eben diese Manier wird auch der Lak aus dem rothen Sandelholz gemacht, welcher aber weit schlechter als der aus Fernambuk, in der Probe aber eben so ausfället.

§. 60.

Ein sehr geringer Lak aus Fernambuk. Man ziehe dem Fernambuk durch Kochen in Alaunwasser die Farbe aus und tränke weises Gipsmehl damit, welches das gemeinste Verfahren ist. In Oel bekommt dieser die Durchsichtigkeit bei weitem nicht, als wenn er aus einer von obenbeschriebenen Laugen mit Alaun niedergeschlagen wird: hingegen auf trokne Kalkwände in Zimmern, mit Leimwasser behandelt, hält er sich doch verschiedene Jahre und zu dergleichen Arbeiten fordert man keine längere Dauer, weil, zumal Wohnzimmer, wenn sie 5 Jahre ausgehalten haben, gemeiniglich, selbst des veränderten Geschmaks wegen, wieder erneuert zu werden pflegen.

§. 61.

Von gelben Laken haben wir leider nicht mehrere als zwei echte anzuführen und diese sind nicht so äuserst beständig, daß man vollkommen damit zufrieden seyn könnte. Echter gelber Lak aus Franzbeeren (Grainettes d' Avignon). Man nehme Franzbeere, quetsche diese ganz leicht im Mörsel oder auf der Marmorplatte, keineswegs aber zerstosse man sie zu Pulver, da die in diesen Beeren befindlichen Körner, wenn man sie zermalmet hat, der Farbe einen grosen Theil ihrer Schönheit rauben. Man verfahre übrigens damit, wie mit dem rothen §. 54. und man wird einen sehr schönen gelben Lak erhalten, welcher in Oel einer der besten ist.

Will man ihn heller haben: so koche man die Franzbeere in einem nicht zu starken Alaunwasser, worein man, wenn die Farbebrühe eine Stunde gekocht hat, etwas reines Scheidewasser güsset, noch einigemal aufwallen lässet und mit Potaschenauflösung nach und nach fället und die Farbe absüsset.

§. 62.

Gelber Lak aus Pfriemkraut. Dieser wird durchgehends behandelt wie der vorige, ausgenommen daß man hiezu gedörrtes Pfriemkraut anstatt der Franzbeere nimmt und solches nicht quetschet, sondern nicht ganz klein zerschneidet.

§. 63.

Echter gelber Lak aus Gummiguttä. Dieses allen Mahlern bekannte gelbe Gummi wird gröblich gestoßen und über Nacht in Wasser eingeweicht, daß es just nur mit dem Wasser bedekt ist. Folgenden Tags güsset man auf 4 Loth Gummiguttä, 1 Maas Wasser, worinnen wenigstens 12 Loth Alaun heiß aufgelöst worden sind. Man nimmt aber vorher das eingeweichte Gummiguttä auf den Reibestein und zerreibet solches durch die Marmorkeule zu einem Saft, welcher durch reine Leinwand gedrükt werden muß. Man lässet das Alaunwasser mit dem Gummiguttä unter beständigem Umrühren siedendheiß werden, aber nicht kochen, und wenn es vom Feuer abgerücket ist, güsset man nach und nach 2 Loth reines Scheidewasser unter beständigem Umrühren

hinein.

hinein. Nun wird alles in eine große verglaste Schüssel gegossen , und hierauf träufelt man von der Potaschenauflösung (§. 54,) nach und nach so viel hinein, bis alles geronnen ist. Man bedekt die Schüssel und lässet sie an einem Platz über Nacht stehen, wo niemand schläft. Am folgenden Morgen güsset man das obenstehende klare Wasser ab, und süsset den Bodensatz einigemal mit frischem Wasser ab, wie die andern Lacke, wornach er auf Gipsplatten getroknet wird.

§. 64.

Unechter gelber Lak oder helles Schüttgelb. Man wird unabgestandenes Birkenlaub nehmen, solches im Schatten oder überhaupt an einem Ort troknen, wohin die Sonne nicht scheinet der aber hinlänglich Luft hat, damit das Laub so bald, wie möglich getroknet werde. Man wird alsdann dasselbe entweder in einer blosen Potaschenlauge, oder in dem Abguß von der Kalkerde (§. 19. zu Ende) auskochen, durch ein leinen Tuch seihen und damit entweder Gipsmehl tränken, oder mit Alaun, wie bekannt,

kannt, niederschlagen. Im ersten Fall bekommt man das gemeine helle Schüttgelb, im leztern einen ziemlich schönen gelben Lak. Dieser leztere leidet die Vermischung mit Berlinerblau (wenn er gehörig wie alle Lacke, deren Körper aus Alaunerde bestehet, abgesüsset ist: der erstere hingegen verdirbet, wegen seines Laugensalzes, das Berlinerblau und man erhält anstatt grüner eine Kohlfarbe. Das gemeine auf die beschriebene Art gemachte Schüttgelb steht ziemlich gut auf troknen Kalkwänden; giebt mit Indigo eine schöne grüne Farbe, welche, auf troknen Kalk verarbeitet, noch schöner wird.

Es giebt noch viele Blumen, die mit Potasche und Alaun behandelt, alle schöne Lacke darbieten: allein sie sind insgesamt weniger beständig, als die schon hier beschriebenen, daher der Mahler diese den andern vorziehen muß, weil er sie sehr wohl entbehren kann.

§. 65.

Echter grüner Lak (der vorzüglichste). Man weichet Blasengrün (S. Saftgrün) 2 Loth in 1 Schoppen Potaschenauflösung über

über Nacht ein, rührt es am folgenden Morgen mit einem Stükchen weichen Holz wohl um und lässet es hierauf bei einem gelinden Feuer in einem erdenen verglasten neuen Topf kochen. Man seihet diese Auflösung, indem sie noch warm ist, durch ein leinen Tuch entweder in ein gläsernes oder feines Porzellangeväs und tröpfelt von der Indigauflösung (s. blauer Lak aus Indig) unter beständigem Umrühren so lange hinzu, bis die Brühe die grüne Farbe hat, welche man verlanget, welches man durch einen Pinselstrich davon auf weises Papier erforschen kann. Erscheinet der Farbenton, welchen man suchet: so lässet man alles einige Minuten stehen. Zeiget sich da die Scheidung durch das bekannte Gerinnen: so lässet man das Geväs mit der Farbe über Nacht stehen, güsset am folgenden Morgen das Klare ab und süsset den Bodensaz, wie gewöhnlich einigemal mit frischem Wasser ab, lässet ihn durch ein feines leinen Tuch oder Löschpapier abtraufen und troknet ihn auf Gipsplatten.

Sollte sich aber die Farbe nicht scheiden wollen, welches sich in zweierlei Fällen zutragen kann: so muß man aus folgenden Umständen erkennen,

wie

wie man zu helfen hat: Wenn man den Lak sehr gelblich oder Zeisiggrün verlanget, so herrschet gemeiniglich die Potasche, weil das Blasengrün darinnen aufgelöst worden ist und die zu wenige Säure bei der Indigauflösung keine Scheidung bewirken kann: hier muß man sich mit, in heisem Wasser aufgelösten, Cyprischen oder blauen Vitriol helfen, wovon man mit Hinzutröpfeln so lange anhält, bis ein gänzliches Gerinnen erfolget. Hingegen wollte man den Lak zu bläulich oder Meergrün haben, so müste die Säure das Laugenhafte überwiegen und da würde die Scheidung auf der andern Seite gestöhrt, weil die schon abgesonderten Theilchen sich in der überwiegenden Säure wieder auflösen müsten, weswegen man also reine Potaschenauflösung nachtröpfeln muß, bis sich die Scheidung ergiebt.

Wenn man einen sehr gelblichgrünen Lak haben will: so thut man am besten, wenn man die Auflösung des Blasengrüns in Potaschensolution mit der blosen Auflösung des blauen Vitriols in heisem Wasser bewirket und übrigens mit dem Abgüssen und Absüssen, wie bei andern Lacken verfähret.

§. 66.

§. 66.

Ein echter vortreflicher grüner Lak. Man wird reine Kupferfeilspäne in Scheidewasser auflösen, so viel man darinnen auflösen kann, die Auflösung durch reine feine Leinwand laufen lassen und solche mit geseihter Potaschenauflösung niederschlagen, absüssen und troknen.

Dieser Lak hat vollkommen die Farbe des Grünspans, ohne daß man ihm einen einigen der Fehler des leztern verwerfen könnte, da ihm durch das Laugensalz seine Korrosivität gänzlich benommen worden ist.

Soll dieser Lak die schönste schmaragdgrüne Farbe erhalten, welche in einer Lakfarbe möglich ist: so wird man die Kupferauflösung mit solcher Potaschenauflösung fällen, worinnen etwas Blasengrün zergangen ist. Nimmt man ziemlich viel Blasengrün dazu: so wird die Farbe grasgrün; nimmt man aber wenig, so erhält man ein herrliches Schmaragdgrün von ungemeiner Dauer sowol in Oel als Wasser, wovon man gar nichts Uebles zu besorgen hat.

§. 67.

Man kann noch eine Menge Kräuter und grünes Baumlaub anwenden, um grünen Lak daraus zu ziehen. Allein, da dem Künstler nicht sowol daran liegt, vielerlei, als schöne und dauerhafte Farbenkörper in seiner Gewalt zu haben: so übergehe ich jene, um nicht auf eine unnütze Art weitläufig zu seyn, billig mit Stillschweigen. Wer da mehrere aufsuchen will, dem ist es unverwehrt, da er das bisher angezeigte Verfahren bei allen Lakfarben anwenden kann. Ganz vergebliche Versuche wird man indessen nicht anstellen mit dem Laub des Hollunders (Sambucus), welches man aber in der Mitte des Maimonaths abnehmen muß. Man zerquetschet es auf Marmor mit der Keule, presset den Saft aus, vermischet ihn mit der Lauge die aus Alaun und Potasche zugleich besteht, lässet die Brüh heiß werden, aber nicht kochen und schläget die Farbe mit Alaunstücken nieder und bedienet sich übrigens des bekannten Verfahrens. Auch bietet das Grüne von der weisen Punpinell und der Krausemünz, welche Kräuter aber vorher getroknet und denn in der obengenannten Lauge gekocht werden müssen, einen nicht übeln Lak dar. Man kann an-

statt

statt des Alauns auch blauen Vitriol nehmen und der Lak wird sodann weniger ins Gelbliche fallen.

§. 68.

Braune Lakfarben. Für Oelmahler ist statt aller braunen Lacke das Asphalt am empfehlungswürdigsten. Es stehet nicht nur sehr dauerhaft, sondern es hat auch eine Kraft, die es mit jedem Lak aufnehmen könnte, wenn einer vorhanden wäre, welchen man mit diesem schönen Braun in Parallele setzen könnte. Da es sich überdieß in der Vermischung mit andern, auch den subtilesten Lakfarben, verträgt: so könnte man für die Oelpalette aller übrigen entbehren. Denn wer ein schönes Gelbbraun nöthig hat, der darf nur etwas von einem echtem gelben, von welchem kurz vorher die Rede war, darunter mischen; wer hingegen ein röthliches Braun wünschet, der hat nur etwas Coccionelllak darunter nöthig.

Da aber nicht alle Mahler Oelmahler sind: so muß ich folgende beschreiben:

§. 69.

Dunkles Schüttgelb. Hiezu wird Seifensiederlauge erfodert, da durch gemeine Potaschenauflösung diese Farbe nie gelinget. Man wird damit eine starke Auflösung von Blasengrün zurichten, indem man einige Stunden von diesem mit Seifensiederlauge (Potaschenauflösung, die mit lebendigem Kalk geschärft ist und dessen Zubereitung ich schon angezeigt habe) so stark man sie haben kann, nur daß das Blasengrün damit bedekt sey — einweichet. Hernach nimmt man es auf den Reibestein und zerreibet es mit der Marmorkeule zu einem dicken Saft. Sollte dieser jedoch zu dik seyn, daß man ihn auf der Platte nicht wohl behandeln könnte: so darf man noch etwas von besagter Lauge hinzuthun und damit genugsam vermischen. Nun bringet man diesen braunen etwas verdünnten Saft in ein gläsernes Gevås, machet, in einem andern besonders, eine starke Auflösung von Salzburger Kupferwasser und reinem Wasser, seihe diese durch eine Leinwand, und lasse davon, nur tropfenweise unter beständigem Umrühren so viel in den Saft des Blasengrüns fallen, bis man ein glühendes Braun bemerkt, worauf man mit dem Zutröpfeln der Vitriolauf-

lösung

lösung innehält, an deren Stelle man die Seifensiederlauge zur Hand nimmet, die Farbe etwas damit verdünnet, jedoch nicht so viel, daß die Tinktur bleich davon wird. Man tränket mit dieser starken Farbe Gipsmehl, daß die Masse einem starken Taig ähnlich wird, welchem man eine beliebige Gestalt geben und ihn troknen kann. Mahler, welche wider das Asphalt eingenommen sind, bedienen sich des dunkeln Schüttgelbs in Oel: sie erfahren aber, daß man dasselbe aus den Oelfarben, wenn solche gleich schon trocken sind, wieder auswässern kann, nichts davon zu gedenken, daß es auch ohne Auswässern in Oel gänzlich erbleichet.

In Gummiwasser und Leim stehet es besser und auf trokne Kalkwände am allerbesten.

§. 70.

Echt blauer Lak. Die ältesten Oelmahler haben, da man zu ihrer Zeit noch nichts vom Berlinerblau wuste, alle mit Indigo gemahlt: ihre hinterlassenen Gemählde beweisen aber, daß ihn immer einer besser als der andere zuzubereiten verstunde. Ihr gewöhnlichstes Verfahren damit war,

daß sie ihn in kleinen Stücken in Brodtaig einschlossen und backen ließen. Wenn alles erkaltet war: so nahmen sie ihn heraus und bedienten sich desselben nach Bedürfen. Allein der also zugerichtete Indig wird etwas schwärzlich, welches man am deutlichsten wahrnimmet, wenn man ihn mit etwas weis vermischet und diese Tint gegen jene hält, die man aus dem Indiglak gemischt hat, welchen ich im nächstfolgenden §. beschreiben werde.

§. 71.

Echt blauer Lak aus Indigo. Man nehme guten Indigo, entweder Quadimala oder wenigstens Domingo; zerstoße ihn zu Stükchen ohngefehr wie Linsen, bringe sie in ein starkes Glas, welches oben nicht einen Hals, sondern eine weite Oeffnung habe (ein starkes Bierglas mag hiezu gut seyn). Hierauf güsset man reines helles Vitriolöl so viel, daß der Indig reichlich bedekt sey. Man rührt alles mit einem reinen gläsernen Instrument, und wenn es auch nur ein reines troknes Barometerröhrchen ist, so um, daß vom Indig kein Stükchen trocken bleibe. Ist man damit richtig, so güsse man noch etwas Vitriolöl darauf, damit die Indigmasse damit ganz

bedekt

bedekt sey. Das Glas mit dem Indig stellet man nun an einen temperirten Ort, nachdem man eine Glasscheibe darauf gelegt hat, damit nichts unreines hineinfallen kann, und lässet es 24 Stunden stehen. Dann wird man es wieder vornehmen, es mit dem Glasröhrchen abermals umrühren, um zu prüfen, ob der Indig als ein Saft aufgelöst sey und sich keine Stükchen, als Körner, mehr finden lassen.. Sollten sich noch welche zeigen: so güsset man noch etwas Vitriolöl nach, lässet es noch eine Stunde oder so lange stehen bis die Indigauflösung das Ansehen eines geschmeidigen Safts habe. Nun wird man das Glas auf einen wollenen Flek stellen, etwas Regenwasser vorsichtig hinzugüssen und unter beständigem Umrühren immer noch etwas Wasser nachgüssen, (*) bis es so dünn wird als ein di-

(*) Man muß hier behutsam verfahren und lieber anfänglich zu wenig, als zu viel Wasser auf einmal in die Indigauflösung bringen, am allersichersten nur tropfenweise unter beständigem Umrühren, weil, wenn man unvorsichtiger Weise zu viel Wasser auf einmal in die Indigauflösung bringet, sich solche stark erhitzet, die Farbe durchs Verbrennen

cker Honig. Man muß diese Arbeit in einer Zugluft vornehmen, weil der aufsteigende Dampf ungesund ist. Man güsset die Masse heraus auf eine reine starke Glastafel, die am besten von gegossenem Glas und wenigstens auf dieser Seite geschliffen seyn soll, zerreibet die kleinen Körnchen die noch zurückegeblieben seyn könnten, mit einem gläsernen Reiber, damit alles einem ganz feinen Saft ähnlich sieht, und lässet sie sodann behutsam in ein großes reines gläsernen Geväs (Zuckerglas) laufen. Man spühlet die Glasplatte, worauf man die Arbeit vorgenommen hat mittelst des gläsernen Laufers und noch etwas Regenwasser zusammen und lässet es zu der andern Indigmasse hineinlaufen, welche man durch Zugüssung mehrern Regenwassers und unter fortwährendem Umrühren so weit verdünnet, daß die Flüssigkeit nicht dicker als Dinte, womit man schreibt, befunden wird. Diese Auflössung muß eine so hohe blaue Farbe haben, daß keine andere

brennen schwarz macht und also der Prozeß mißlinget. Sogar muß man, sobald das Glas nur lau wird, mit dem Zutröpfeln innehalten, bis es wieder kalt ist.

dere mit ihr verglichen werden kann. Ist das Zuckerglas mehr als die Helfte davon voll: so muß so viel davon in ein anderes gläsernes Gevås gegossen werden, daß das erste nur zur Helfte mit der blauen Farbe gefüllt sey. — In einem verglasten erdenen Topf wird anjetzt eine Potaschenauflösung so stark, als möglich, gemacht. Diese muß sehr rein, folglich durch wenigstens doppelte feine Leinwand geseihet seyn. Von dieser güsset man in die blaue Farbe so viel, bis man ein ganz zartes Gerinnen bemerket, welches man am besten erkennen kann, wenn man eine reine Glasscheibe auf weises Papier leget, die Farbe mit einem gläsernen Instrument wohl umrühret und von diesem einen Tropfen auf die Glasscheibe fallen lässet. Zeiget sich noch keine Scheidung: so güsse man mehr Potaschenauflösung hinzu, bis die Scheidung erfolgt. Sobald man sie wahrnimmet, bedekt man das Gevås und lässet es ruhig 24 Stunden stehen, binnen welcher Zeit sich der Lak zu Boden begeben hat, von welchem man nun die darüber stehende Flüssigkeit abgüsset, wenn sie auch noch etwas blaue Farbe enthielte. Man süsset den dunkelblauen Bodensatz 3 bis 4mal mit frischem Wasser ab und troknet ihn auf Gipsplatten. Ist

die erste abgegossene klare Flüssigkeit noch sehr blau gewesen: so kann man durch Hinzugüssen von mehrerer Potaschenauflösung, die darinnen enthaltene blaue Farbe vollends gar niederschlagen und dann absüssen. Dieser Lak ist die dauerhafteste Farbe in Oel, gleichwie sie auch unter den dunkeln die dunkelste und mit weis vermischt, nach dem Ultamarin die schönste unter allen ist. Ihre Beständigkeit erhellet theils schon daraus, weil sie sowol das Vitriolöl, als die Potasche aushält, und in Belang der Schönheit wird der Augenschein der unverwerflichste Zeuge seyn. Sie ist in Oel und Wasser gleich vortreflich.

§. 72.

Berlinerblau. Berlinerblau hält die Vitriolsäure auch aus, ja es wird dadurch um vieles höher an der Farbe. Man wird damit verfahren wie mit dem Indig bis dahin, wo man es auf die Glastafel nimmt und gar fein reibet. Nun kommt aber ein Scheideweg: das Berlinerblau wird jezt blos mit Wasser abgesüsset, ohne es vorher mit Potaschenauflösung zu fällen. Es begiebt sich mit vielem Wasser verdünnet schon

sehr

sehr leicht zu Boden, gleichsam als wenn es die Potaschen, seinen Feind, fürchtete, als wodurch sein sonst so schöner Schein gänzlich zerstöhrt wird.

Weil man diese brauchbare Farbe jetzo so gar lüderlich gemacht bekommt: so will ich den Prozeß beifügen, den der Mahler, welcher es nicht Zentnerweise verbrauchet, mit Vergnügen machen wird: dabei aber jeder so vernünftig seyn und die Kalzinazion des Bluts an einem entlegenen Platz vornehmen wird, wo andere nicht von dem äuserst üblen Geruche belästiget werden.

Vor allem machet man sich eine Potasche aus 3 Pfund rohen Weinstein und eben so viel ganzem Salpeter. Man zerstößet beide Salze sehr wohl, vermischet sie und bringet solche in einen starken, aber nicht verglasten Topf, in ein starkes Kohlenfeuer, bis alles wohl geschmolzen ist. Man güsset die Materie heraus auf einen glatten Stein oder Marmorplatte. Hierauf nimmt man einen reinen eisernen Tiegel und bringet darein das Gemische von 4 Pfund Rindsblut und 6 Pfund oben erwehnter Potasche. Man bringet den Tiegel in

ein starkes Kohlenfeuer, worauf die Materie, wenn sie anfängt trocken zu werden, einen äuserst stinkenden Dampf ausstößet. Es muß alles durchein glühen. Man lässet den Tiegel mit seinem Inhalt erkalten. Diese Arbeit kann auch getheilt werden, nehmlich man kann das Rindsblut mit der Potasche im eisernen Tiegel nur einkochen lassen bis sie ganz dürr ist und wenn sie kühl geworden, damit einen Schmelztiegel füllen und so kalziniren lassen; auch kann man gedürrtes und gestoßenes Rindsblut unter gemeine Potasche mischen und im Schmelztiegel kalziniren: alles dieß Verfahren läuft in der Wirkung auf eines hinaus, wenn man das Verhältnis der Materien beobachtet. Während dem man dieses vornimmt, muß man 6 Maas Wasser bis auf 5 einsieden lassen. Wenn nun die Materie im Schmelztiegel kalt geworden: so sticht man sie heraus und zerstößet sie in einem Mörsel, wornach man solche in einen reinen Zuber schüttet und das kochende Wasser darüber güsset, alles mit einem reinen eisernen Stab umrühret, bis es sich aufgelösset hat, sodann den Zuber wohl bedecket. Der Zuber darf mit dieser Auflösung nicht über die Helfte voll werden oder man müste, im Fall er über die Helfte voll würde, sich

lieber

eines größern bedienen. Die Ursache wird bald folgen. Nun bedürfen wir noch 10 Loth englischen in 2 Maas heißen Wassers aufgelösten Vitriol und 12 Loth Alaun, welcher mit 7 Maas Wassers gekocht wird, bis er sich ganz aufgelöst hat. Man lässet auch die Blutlauge, welche erst durch ein leinen Tuch geseihet worden ist, und die Vitriolsauflösung gleichfalls, aber jedwede besonders kochen. Man güsset die Blutlauge wieder in den großen Zuber, worinnen sie war und güsset die Vitriol- und Alaunauflösung unter beständigem Umrühren darunter. Es erfolgt ein starkes Aufbrausen und wenn der Zuber nicht groß genug wäre, so würde das meiste herauslaufen. Man fähret mit dem Umrühren durch einen hölzernen Löffel fort, bis das Aufbrausen nachgelassen hat und lässet alles ruhig stehen, bis sich die Farbe zu Boden begeben hat, welches innerhalb 24 Stunden füglich geschehen kann, nach deren Verlauf man das Wasser abgüsset und den Bodensatz heraus auf ein Sieb nimmt, welches mit reiner Leinwand bedekt ist, damit sie abtraufe. Sollte sie, wenn das Wasser abgegossen ist, grünlich scheinen, so muß man, indem sie noch naß ist, nach und nach mit Wasser verdünnte Vitriolsäure dabei güssen und

wohl

wohl umrühren, bis die Farbe lebhaft blau ist. Hat man sie nun auf dem Sieb abtraufen lassen: so nimmt man sie heraus in eine irdene verglaste Schüssel und güsset so viel gemeinen Brandwein darüber, daß die Farbe 2 quer Finger hoch damit bedekt sey. Man rühret sie wohl um und süsset sie mit frischem Wasser so oft ab, bis sie keine Salztheile mehr enthält, worauf sie auf Gipsplatten getroknet wird. Das Absüssen pflegen die Sudler weißlich zu unterlassen, auch wohl noch Gipsmehl darunter zu mischen, damit sie mit dieser Quantität anstatt 1 ½ Pfund 4 Pfunde bekommen und es dem Farbenhändler desto wohlfeiler überlassen, weil dieser nicht gern viel dafür bezahlt, sich solche aber gleichwol nachher theuer genug bezahlen lässet. (*)

§. 73.

(*) Aus der Blutlauge kann mittelst des Alembrotsalzes noch ein vortrefliches Blau gemacht werden, wenn man nehmlich jenes giftige Salz, welches aus ätzendem Sublimat und Salmiak zu gleichen Theilen bestehet, in destillirtem Wasser auflöset und durch eingetröpfelte Blutlauge fället. Der Satz wird grau seyn; man muß ihn einigemal absüssen und durch Löschpapier von den Wasser-

§. 73

Man muß aber nicht glauben, als wenn dieses Blau blos aus der Blutlauge gemacht werden müßte; nein, man kann dazu auch Abgänge vom Leder, vom Horn und Huf, von Haaren, von Klauen, von allen Schnäbeln und Klauen des Federviehes, so wie auch von Federn, Schweinsborsten ꝛc. machen, ja es giebt sogar sehr schmutzige thierische Abgänge NB. von fleischfressenden Thieren, woraus dieses Blau auf die beschriebene Weise gezogen werden kann.

§. 74.

Das Berlinerblau wie der Indig sind beide Lakfarben: sie können aber, wie andere Lakfarben, auch mit Körperfarben vermischet werden. Wenn man indessen auf Beständigkeit rechnen will: so muß man jederzeit den Indig §. 71. dem Ber-

linerblau

zertheilen befreien. Wann er wie ein Taig ist, so wird er mit, durch destillirtes Wasser etwas geschwächte Salpetersäure, wohl befeuchtet (welches in einem gläsernen Schälchen geschehen kann) um eine blaue Farbe hervorzubringen, welche wenige ihres gleichen hat.

linerblau vorziehen, weilen er sich, mit Oel behandelt, auch im Wetter sehr gut hält, dahingegen das Berlinerblau in sehr kurzer Zeit von der Sonne gänzlich ausgezogen wird.

§. 75.

Schwarzer echter Lak. Dieser Lak ist noch sehr unbekannt, weil ihn noch kein Farbenlaborant geliefert hat. Es gehört aber nur ein einziger Versuch dazu, um ihn beständig auf der Palette beizubehalten, da er eine Dunkelheit hervorbringt, die ihres gleichen nicht hat. Der Oelmahler, welcher sich desselben bedienet, wird finden, daß alles andere Schwarz, sogar das reine Elfenbeinschwarz, nur den Ton eines Halbschattens gegen diesen Lak erreichet: und da er zugleich sehr beständig und haltbar ist, sich auch mit allen andern Farbenkörpern sehr wohl verträget, so ist er allerdings höchst empfehlungswürdig. Der Prozeß hat überdieß nicht die mindeste Schwierigkeit und es ist unter allen Farbenprozessen keiner so leicht, wie dieser: Man bedient sich dazu der sogenannten schwarzen Galläpfel. Sie sind gemeiniglich kleiner, als die gelben, von welchen sie sich schon durch ihre schwärzlich graue Farbe von

aussen

aussen sehr deutlich unterscheiden lassen; sie sind überdieß inwendig voll und glasig, niemals hohl. Man zerstößet sie gröblich und kochet davon 8 Loth in einer Maas Regen- oder filtrirtem Flußwasser ohngefehr 1 Stunde lang in einem verglasten neuen Topf. Man rücket diesen vom Feuer zurücke und lässet ihn eine Viertelstunde stehen. Diesen Absud seihet man durch reine nicht aber zu feine Leinwand. Es kann der Satz zulezt noch etwas ausgedrükt werden. Hierauf wird man von einer recht starken Auflösung des Salzburger Kupferwassers so viel hinzugüssen, bis die Brüh recht schwarz geworden ist. Man muß währendem Hineingüssen der Vitriolauflösung beständig umrühren und wenn alles durchein schwarz erscheinet, diese Brüh über Nacht an einem kühlen Ort ruhig stehen lassen. Es hat nichts zu bedeuten, wenn man mehr Vitriolauflösung zugegossen hat, als just nöthig war. Man güsset die obenstehende Flüssigkeit am folgenden Morgen ab und süsset den Bodensatz je öfter desto besser ab; lässet ihn sodann in einer feinen Leinwand abtraufen und auf Gipsplatten als kleine Pasten troknen.

Dieser Lak fället zwar auch, wenn man die Galläpfel durch Potaschenauflösung ausziehet: er wird aber bei weitem nicht so rein blauschwarz als mit blosem Regenwasser, weil durch die Potaschenauflösung die Eisenerde als brauner Ocker mit niederfället und dem Lak den Ultramarinton benimmt.

§. 76.

Unechter schwarzer Lak. Wenn man anstatt der Galläpfel geraspeltes Blauholz nimmt und solches in Regenwasser, wenigstens 2 Stunden lange kochet und so viel sich davon alle halbe Stunden abgedunstet oder eingesotten hat, wieder mit kochendem Regenwasser durch Nachgüssen ersetzet, endlich, sobald man den Topf vom Feuer genommen hat, die Brüh von dem Blauholz abgüsset, nachher, wenn sie die gröste Hitze verlohren hat, durchseihet und wie die im vorigen §. beschriebene, mit Vitriolauflösung zur Schwärze und Niederschlag bringet: so erhält man auch einen, dem Ansehen nach, sehr schönen schwarzen Lak, der nun auch abgesüsset

und

und getroknet werden muß; doch in Ansehung der Dauer kann er es mit jenem nicht aufnehmen; hingegen zu Pastellfarben ist er immer das dunkelste Schwarz, welches man hat, und dieses um so mehr, wenn man etwas schwarzen Karmin (s. schwarzer Karmin) darunter mischet.

Anmerkung. Man muß bei diesem Lak die Potaschenauflösung vermeiden, als wie bei dem echten (s. vorigen §.) weil sich sonst hier eben das zutragen würde, was man dort vermieden hat, nehmlich, es würde aus der dort angeführten Ursache, der Lak, anstatt in die blaue Farbe zu spielen, einen bräunlichen Stich bekommen.

Zweiten Hauptstückes,

von den künstlichen, oder durch Kunst zuwegegebrachten Farbekörpern,

Dritte Abtheilung.

Saftfarben.

§. 77.

Die farbigen Säfte, welche durch wässerige Flüssigkeiten bereitet, eine vorzügliche Lebhaftigkeit und Durchsichtigkeit, bei Wasserfarben angewendet, erhalten, werden Saftfarben genennet. Sie thun also in der Mahlerei mit Wasserfarben dieselbe Wirkung, wie die Lakfarben in Oel. Darauf kommt übrigens, in Ansehung der Benennung nichts an, ob der Farbestoff aus dem Thier- oder Pflanzenreiche, oder aus beiden Reichen zugleich genommen worden.

§. 78.

Worauf der Künstler bei dieser Farbenart hauptsächlich zu sehen hat, ist, daß er denselben ihrer Durchsichtigkeit und Kraft ohngeachtet diese Eigenschaft zu ertheilen wisse, daß sie wohl trokken und nicht kleberich bleiben; denn in diesem leztern Fall hilft uns ihre Kraft und Schönheit sehr wenig, weil auf klebrichen Parthien sich aller Staub und andere Unreinigkeiten vestsetzen, wodurch wir das wieder verliehren, was wir anfänglich gewonnen hatten. Und diesen Fehler kann man den meisten Saftfarben in den gewöhnlichen Farbenkästchen vorwerfen, vornehmlich dem Beergelb und der blauen Saftfarbe, welche aus Lakmus gezogen ist. Wir werden in der Folge sehen, daß man diesen schlimmen Eigenschaften ausweichen kann, wenn man sich Mühe giebt und nicht sogleich die nächste für die beste Zubereitungsart ergreifet.

§. 79.

Ich kann aus vieljährigen Versuchen kein allgemeineres und zuverlässigeres Mittel empfehlen, als den Absud vom Luftmalz. Dieser lässet

sich bei allen farbigen Säften anwenden, ohne die Farbe selbst im mindesten zu verändern; man muß ihn aber so zurichten, wie ich gleich anzeigen werde. Zu Farben, welche Säure vertragen können, ist auch der Saft von der ausgewachsenen aber noch nicht reifen, sondern noch grünen Frucht des Schleendorns tauglich. Diese wird auf einer starken Glastafel mit einem gläsernen Instrument so lange gerollet, bis sie ihren Saft hergiebt, die darinnen befindlichen Steine müssen aber ganz bleiben und der Saft wird durch ein Stück Leinwand in eine Glasschaale durchgezwänget und sodann, ohne zu kochen, auf Wärme abgedunstet und aufgehoben (*).

Bei dem Malzabsud aber bediene man sich folgenden Verfahrens: Auf 1 Maas Wasser, welche man in einem verglasten Topf 2 quer Finger breit einkochen lässet, nimmt man eine reichliche Hand voll Luftmalz, welches in einem Mörsel

(*(Bei der ganzen Behandlung dieses Safts muß man sich des Gebrauchs aller metallenen Instrumente, auch der glasürten Töpfergeväse und des Marmors gänzlich enthalten. Die Instrumente müssen aus Horn oder Bein bestehen.

sel wohl zerquetschet worden ist, rühret solches, indem man den Topf vorher vom Feuer abgerückct hat, in das heise Wasser, rücket den Topf wieder ans Feuer und lässet alles 1 Stunde bedekt behutsam fortkochen. Man darf während des Kochens sich nicht entfernen, um das Uiberlaufen verhüten zu können. Man bevestiget indessen auf einen andern reinen Topf einen Filtrirbeutel von reiner Leinwand und güsset den Absud vom Feuer hinweg, nach und nach in den Filtrirbeutel zum Durchseihen. Ist alles durchgelaufen: so macht man den Filtrirbeutel los und drücket ihn leicht aus. Man stellt nunmehr eine flache Glas- oder feine Porzellänschaale auf Sand, güsset dieselbe nicht ganz voll und giebt so viel Feuer, daß der Absud gemacht koche. Ist er bis zur Honigdicke verdunstet: so güsset man vom Absud nach und lässet ihn abermals abdunsten, und dieses so lang und oft, bis die Schaale beinah ganz voll ist und man nicht mehr nachgüssen kann. Man muß sie jezt bei geschwächter aber dennoch anhaltender Wärme so lange auf dem Sand stehen lassen, bis sie so weit trocken ist, daß, wenn man über die Oberfläche der Masse leicht mit dem Finger wegfähret, nichts an diesem hängen bleibe.

Hat man noch mehr Absud: so nimmt man noch eine Schaale und verfähret damit wie mit dem ersten, bis der Absud aufgegangen ist. Man sperret diese Schaalen in eine Schachtel ein und verwahret solche an einem temperirten Ort. Diese Masse erhält sich viele Jahre ohne zu verderben, wenn man es an der Vorsicht nicht fehlen lässet, sie immer an einem temperirten Ort aufzubewahren. Den Gebrauch dieses eingetrokneten Malzabsuds werde ich bei den jezt folgenden Saftfarben zeigen.

§. 80.

Das beste Beergelb wird aus keinen andern als den Franzbeeren gezogen. Man wird dazu keine gequetschte sondern ganze Franzbeere in einen verglasten Topf nehmen, welchen man zur Helfte damit, die andere Helfte aber mit reinem Wasser (Regenwasser ist das beste) anfüllet. Man bringt ihn zum Feuer und hänget ein verbundenes Beutelchen von Leinwand hinein, worinnen man auf 1 Maas, mit Einschluß der Franzbeere gerechnet, 1 Loth Alaun und 1 Loth Cremor tartari verwahrt hat. Man kochet alles so lange ganz gemach und bedekt, bis die Brüh

auf

auf dem weisen Papier einen schön gelben Strich macht. Nun seihet man sie heis durch feine Leinwand in eine flache Schaale von feinem Porzellän oder Glas, sticht etwas von dem Malzextrakt heraus aus seinen Schaalen und lässet damit die Farbe auf Sand gemach kochen, wobei aber öfters mit einem reinen Spänchen von weichem Holz umgerührt werden muß, damit sich der Malzextrakt auflöse und mit der Farbe vereinige. Man lässet alles bis zur Honigdicke abdunsten, streichet es in Muscheln oder besser in Glas- oder Porzellännäpfchen, und lässet es in gelinder Wärme vollends auftroknen. An Kraft thut es dieser Farbe in Miniatur und lavirten Arbeiten keine gleich.

Will man diese Farbe sehr dunkel haben: so nimmt man anstatt Weinstein und Alaun 1 Eßlöffel voll Seifensiederlauge.

§. 81.

Braune Saftfarben. 1.) Die Tinktur zum dunkeln Schüttgelb ohne Gipsmehl eingetroknet, ist eine hübsch braune Saftfarbe. S. §. 69. 2.) Die verdunkelte Gelbe, wie sie zu Ende des

vorigen §. beschrieben ist, bietet gleichfalls ein schönes Saftbraun dar. 3.) Die Tinktur welche mittelst Seifensiederlauge mit dem Glanzrus gekocht, durchgeseihet, gänzlich bis zur Trockenheit abgedunstet, sodann aber entweder mit dem Malzextrakt oder der in der folgenden Nummer beschriebenen Zuckerauflösung behandelt wird, ist eine der schönsten und kräftigsten braunen Saftfarben. 4.) Das Zuckerbraun ist gleichfalls ein vortreffliches Saftbraun, wenn man es folgendermassen bereitet: Man nimmt weisen Speiszucker ein Stükchen in einen reinen rostfreien eisernen Löffel, lässet so viel Wasser tropfenweise auf dieses Stükchen fallen, bis es grösstentheils vom Wasser durchdrungen sey. Man hält den Löffel über ein geringes Kohlenfeuer, welches man, sobald der Zucker gänzlich zerschmolzen ist, um etwas verstärken kann. Man rührt diese Auflösung, welche nun zu kochen anfänget mit einem Stükchen Eisendrath immer um, bis die Zuckermasse ganz dunkelbraun wird und sich Blasen in derselben erheben, welche platzen und Dampf ausstoßen. Anjezt muß der Löffel vom Feuer genommen und jählings in kaltes Wasser gestoßen, aber in dem nehmlichen Augenblick wieder herausgezogen wer-

werden. Man sticht die braune Masse heraus mit einem Messer auf die Marmorplatte und zerreibet sie mit ganz wenigem Wasser, daß sie sich zu einem braunen Saft auflöset, den man nachher durch ein Stükchen feine Leinwand drücket. In diesem Zustand kann die Auflösung unter den in voriger Nummer beschriebenen gereinigten und eingetrokneten Rus auch anstatt des Malzextrakts genommen werden. Man kann sie (diese braune Zuckerauflösung) mit Tragakanthschleim vermischt in Näpfchen eintroknen und sie zum Gebrauch verwahren. Auch kann man den braunen Karmin, wenn man ihn stark mit dieser Auflösung vermischet anstatt einer braunen Saftfarbe gebrauchen.

§. 82.

Rothe Saftfarben. 1.) Echt hochroth aus Coccionell. Man wird Weinsteinkrystallen oder Cremor tartari ein halbes Loth in 1 Schoppen Regenwasser bedekt und kochend auflösen, diese Auflösung durch sehr feine Leinwand laufen lassen und in einem Glas, welches man verstopfen kann, über 1 Loth gepülverte Coccionell güssen, doch, daß wenigstens der ganze Hals des Glases leer bleibe, damit man die Flüssigkeit öfters um-

rütteln kann, wodurch das Ausziehen der Farbe merklich befördert wird. Man wird das Glas ins Sandbad, oder, im Winter auf eine heise eiserne Ofenplatte, welche jedoch wenigstens fingersdik mit Sand bestreut seyn muß, stellen, und nur mit Löschpapier verstopft gelinde auskochen lassen, wobei es zum öftern umgerüttelt wird. Befindet sich die Farbe stark genug: so wird sie durch feine Leinwand geseihet und zwar in eine Glasschaale oder in ein anderes Geväs, welches oben eine weite Oeffnung hat. Man tröpfelt hierauf ohngefehr 25 Tropfen Scheidewasser hinein, rüttelt es um, bringt es auf heisen Sand, aber nicht im Zimmer, wegen Schädlichkeit der Salpeterluft, die hier zum Vorschein kommet. Wenn die Flüssigkeit zur Helfte abgedunstet ist, so thut man nach Gutdünken vom Malzextrakt hinzu, lässet diesen zum öftern mit einem gläsernen Löffelchen umgerührt darinnen auflösen und in gar gelinder Wärme vollends bis zur Trockenheit abdunsten.

2.) Eine andere echt hochrothe Saftfarbe ist diese, wenn man eine verhältnismäsige Quantität Coccionellpulver mit Regenwasser und frischem

frischem Zitronenmark, wovon die Kerne weggenommen sind, in einem Glas, welches leicht bedekt wird, auf Sand gelinde kochet, bis die Farbe ausgezogen ist, worauf alles durch eine reine feine Leinwand gedrukt und in einer Glasschaale bis zur Trockenheit auf gelinder Wärme abgedunstet wird. Sollten sich noch Farbetheile im Zitronenmark oder dem ausgedrukten Rükstand des erst beschriebenen Saftes befinden: so wird diese mit Alaunwasser ausgekocht, durchgeseihet und zum Niederschlagen des rothen Laks nüzlich angewendet.

§. 83.

Unecht hochrothe Saftfarbe wird aus geraspeltem Fernambukholz auf die nehmliche Art ausgezogen und verdunstet, wie jene aus der Coccionell, d. i. mit Weinstein, Alaun und Scheidewasser, keineswegs aber mit Zitronenmark, als wodurch diese Farbe verdorben würde.

§. 84.

Echt karmesinrothe Saftfarbe entsteht auch aus dem Coccionellpulver: nur müssen hier

die

die Säuren wegbleiben. Man wird vielmehr nach Gutdünken vom Malzextrakt in filtrirtem Regenwasser kochend auflösen, das Coccionellpulver in ein Beutelchen von sehr feiner Leinwand einschliessen, worinnen aber das Pulver nicht gepreßt seyn darf, damit es von der Flüssigkeit genugsam durchdrungen werden kann. Man wird aber auf 1 Schoppen Regenwasser nicht mehr als ½ Loth Coccionellpulver nehmen nebst 1 Löffel voll Seifensiederlauge, übrigens aber in Ansehung des Ausziehens, Regierung der Wärme, des Durchseihens und Abdunstens verfahren, wie §. 82. angezeigt worden ist.

§. 85.

Unechte rothe Saftfarbe entsteht wie die im vorigen §. beschriebene echte, wenn man anstatt des Coccionellpulvers sich des geraspelten Fernambukholzes bedienet.

§. 86.

Grüne Saftfarbe. Wir können derselben zweierlei aufweisen, die beide vortrefflich sind. Die eine ist das bekannte **Blasengrün**, welches

ches aus den Beeren vom Kreuzdorn mit Alaunwasser ausgekocht, durchgeseihet und bis zur Dicke eines Extrakts abgedunstet, sodann in Blasen verwahret wird. Diese Farbe ist wohl in allen Materialgewölben zu haben, ohngeachtet der Kreuzdorn in manchen Gegenden sehr selten ist. Man thut am besten, wenn man sich an einem Ort, wo man sie schön findet, damit reichlich versiehet und solche an einem troknen luftigen Ort aufhänget, weil sie sich da über ein Menschenalter gut erhält. In Nürnberg kann man dieses Grün immer in Menge und sehr gut haben, weilen da dergleichen von Leuten fabrizirt wird, die damit umzugehen wissen. Wenn man die Vorsicht gebrauchet und ein Stükchen von dem was man kaufen will, auf dem mit Speichel beneztem Nagel des Daumens reibt und sich die Farbe schön grasgrün befindet, so ist dieses ein Merkmal der Güte dieser Farbe: zeiget sie sich hingegen ins röthliche oder bräunliche schielend, so ist sie entweder bei der Zurichtung verdorben, oder die Beere sind zu unrechter Zeit abgenommen worden. Dieses Grün verträget die Säuren und wird davon nur desto schöner, hingegen mit Kalkwasser

wird sie gelblich, doch immer mit einem entfernten grünlichen Stich.

Die zweite auch sehr schöne grüne Saftfarbe ist das Liliengrün. Es hat seine Benennung von der Blume aus welcher sie genommen wird. Diese ist die gemeine blaue Schwerdlilie (Iris nostras), womit man folgendermassen verfähret: Man wird sich so viel man von besagten in der vollen Blüthe stehenden Lilien haben kann, sammeln und indem sie noch frisch sind, blos den violetblauen Theil derselben nehmen, alles andere tauget zu diesem Gebrauche nichts. Man füllet damit ein Zuckerglas und drücket alles vest zusammen, bedecket das Glas mit einer Porzellänschaale oder etwas anderem, das rein ist und lässet es an einem temperirten Ort stehen, bis es durch die Faulgährung in einen blauen Saft verwandelt ist. So bald diese Erscheinung eingetreten ist, nimmt man auf 1 Maas, Blätter und Saft zusammengerechnet, 1 Loth zart gepulverten Alaun, lässet ihn in einer halben Theetasse voll warmen Wassers zerschmelzen und seihet diese Auflösung durch feine Leinwand in das Zuckerglas

ckerglas mit dem blauen Saft und den Blumen, rühret alles wohl unter einander und lässet es bedekt, wie vorher, zwei Tage lang kalt gähren, nach welchen der Saft schön grün erscheinen wird, welchen man sodann in Glaasschaalen auf der allergelindesten Wärme abdunsten und eintroknen lässet. Auf diese Art behandelt, erhält er sich viele Jahre, wenn man ihn in Schachteln an troknen Orten aufbewahret.

Wenn man sich gänzlich von dieser sehr vortreflichen Farbe entblößt befindet und man kann so eben diese Blumen haben: so quetschet man das Blaue davon auf der Marmorplatte, dringet den Saft durch ein zartes Leinwandstükchen, lässet es etwas abdunsten und mischet einige Tropfen Kalkwasser darunter: aber, wie gesagt, das muß nur im Nothfall geschehen.

§. 87.

Blaue Saftfarben. 1.) Der Saft (s. vorigen §.) ehe man Alaunwasser dazubringt ist eine sehr schöne blaue Saftfarbe. 2.) Wenn man feinem

feinem Lakmus die Farbe mit kochendem Wasser ausziehet, solche verdunsten lässet und dann mit Malzextrakt vermischet, ist eine gute blaue Saftfarbe; es muß aber die erste Brüh, ehe man sie verdunsten lässet, durch feine Leinwand geseihet werden.

Eine sehr schöne blaue Saftfarbe bietet auch die Blüthe des gemeinen rothen Feldmohns dar. Man nimmt nehmlich die hochrothen Blätter dieser Blume, zerquetschet sie in einem messingenen Mörsel, presset den Saft durch reine Leinwand, vermischet ihn hierauf mit einigen Tropfen Potaschenauflösung und lässet ihn in einem Glasschälchen auf sehr gelinder Wärme, bis zur Trockene, abdunsten. Man wird sodann dieser Farbe durch etwas Malzextrakt mehr Konsistenz geben und sie wider Staub verwahren.

Zweiten Hauptstückes,

von den künstlichen, oder durch Kunst zuwegegebrachten Farbenkörpern,

Vierte Abtheilung.

Karmine.

§. 88.

Karmin hieß vor Zeiten blos jene schönste, die Königin aller rothen Farben. Indeme man aber in den neuern Zeiten beinah von jeder Hauptfarbe welche entdekt hat, die in Ansehung der Schönheit in ihrem Farbenton jener nicht nachstehen: so dehnte man den Begriff vom Karmin auch auf diese aus, so, daß es jezt nichts Ungewöhnliches mehr ist, zu sagen: schwarzer, blauer, brauner Karmin. Da aber der rothe der älteste ist: so wollen wir ihm seinen Rang nicht rauben, sondern mit ihm den Anfang machen.

Rother holländischer Karmin. Dieser ist, wo nicht der Vorzüglichste unter den rothen Karminen, doch ganz gewiß einer der Vorzüglichsten. Er hat nicht nur die höchste Farbe, sondern er besitzet auch die Eigenschaft, sich in höchst rektifizirtem Weingeist zu einem unvergleichlich schönen rothen Vernis aufzulösen, dessen man sich zum Anstrich der rothen Folien bedienet. Der Farbestoff zu diesem Karmin lieget nicht in der Coccionell, sondern in dem Schöll-Lak, welcher noch in erstarrten Tropfen an den Reisern sizt (Gummi laccae in ramulis). Gummi laccae in granis schiene, obenhin betrachtet, zu diesem Gebrauch eben so gut als jener zu seyn: allein, weit gefehlt! Die Holländer sind so klug und brechen die Lakthränen ab, extrahiren das feinste davon, waschen sie sorgfältig ab, troknen sie wieder und mischen sie sodann unter die abgefallenen und aufgelesenen Schölllaktropfen, welche man freilich in Teutschland haben, aber nicht zum Karminmachen gebrauchen kann; wenigstens der feine Karmin kann daraus nicht gezogen werden, weil er nicht mehr darinnen sizt. Wer inzwischen mit großen teutschen Spezereihändlern in Bekanntschaft steht, kann den Gummi laccae in

amulis

ramulis auf eben solchen Wegen bekommen, auf welchen der Chursächsische Blauefarbenkobolt nach Holland gelanget.

Das Verfahren ist folgendes: Man löset die Gummilakthränen von den Reisern ab, so viel man deren zu verbrauchen gedenket, und, nachdeme dieses geschehen ist, so säubert man diejenigen, an welchen etwas von der Schaale des Reises sitzen geblieben ist, von dieser. Man zerstößet diese gereinigten Thränen zu einem zarten Pulver NB. nicht in einem eisernen, sondern mössingenen Mörsel. Nun macht man folgendes Königswasser: man nehme rauchenden Salzgeist 1 Theil, rauchenden Salpetergeist 1 Theil, reines Wasser 4 Theile, werfe in diese Flüssigkeit, ohne daß sie erwärmet wird, reines englisches Zinn, welches entweder gefeilt oder beim Zinngieser in Späne gedrehet ist, ein Stükchen nach dem andern und verstopfe allezeit das gläserne Gevās genau. Man warte immer bis das erste aufgelöst ist, ehe man wieder ein neues hineinwirft. Man wird damit so lange fortfahren, bis das lezte hineingeworfene Stükchen, auch wenn es schon eine Zeit lang darinnen gelegen hat, nicht mehr

aufgelößt wird und die ganze Flüssigkeit aus der gelben in die braune oder röthliche Farbe spielet. Auf 4 Loth von dieser Zinnauflösung, welche in eine Phiole, oder, wenn man viel machen will, in ein Kolbenglas oder Retorte, gebracht werden und währendem Auflösen, auch nachher immer wohl verstopft werden muß, hier also auf 4 Loth, wird von dem Gummilakpulver 1 Loth gerechnet, in die Zinnauflösung geschüttet. Man wird das gläserne Gevääs wohl verstopfen, solches ins Sandbad so tief stellen als die Flüssigkeit reichet und nach und nach es zu erwärmen anfangen, damit aber bis zur Kochhitze aufsteigen und in dieser es 1 Stunde erhalten. Man wird nunmehr die Kohlen hinwegräumen und die Phiole so lange noch im Sand stehen lassen, bis man sie mit der blosen Hand, ohne sich zu brennen, herausnehmen kann. Die Flüssigkeit wird in einen kleinen Filtrirbeutel von feiner Leinwand, welchen man über einem großen Zuckerglas, welches wenigstens zur Helfte mit filtrirtem Regen- oder destillirtem Wasser gefüllet ist, bevestiget hat, immer nur so viel auf einmal eingegossen, daß die Tinktur durch diesen Filtrirbeutel in das Wasser nicht

rinnet,

rinnet, sondern nur tropfet (*). Man wird sich verwundern, welch ein schöner Karmin sich abscheidet.

Dieser Karmin wird nicht abgesüsset, sondern man lässet das Wasser sammt der Farbe durch Löschpapier laufen und troknet den Rükstand auf einer mit Seidenpapier bedekten Gipsplatte.

§. 90.

Karmin aus Coccionell und Gummi laccae in granis. Man wird in $\frac{1}{2}$ Pfund höchst rektifizirten Weingeistes 2 Loth reinen Gummi laccae in granis in gelinder Wärme auflösen. Gleichfalls wird man, nachdem diese Auflösung von dem unreinen Bodensatz in ein anderes reines

(*) Man wird ein für allemal merken und beobachten, daß man die Tinktur oder Farbebrühe des rothen Karmins, wenn sie einmal so weit gediehen ist, daß man das Fällen, Niederschlagen oder Präzipitiren vornehmen kann, solches nie in einem andern, als Fayence-Porzellängeväse vornehme, weil die Glasur dieses Porzellans aus Zinnasche besteht, wodurch das Niederschlagen um ein merkliches beschleuniget wird.

nes und troknes Glas gebracht ist, davon aber nicht über die Helfte voll werden muß, 2 Loth gepülverte Coccionell, die in Leinwand verschlossen ist, bringen. Man wird dieses Glas mit Blase verbinden, in deren Mitte man eine große Steknadel sticht. Man wird hierauf das Geväs ins Sandbad stellen und solches nach und nach zu erwärmen anfangen. Sobald sich die Blase aufzublähen anfänget, wird man die Nadel herausziehen und das Loch immer damit offen zu erhalten suchen, auch im Nothfall noch mehrere Löcher hineinstechen, mit der Hitze so lang steigen, bis sich die Flüssigkeit stark roth gefärbt hat. Inzwischen mischet man in 2 Maas reinen heißen, aber nicht kochenden Wassers 4 Loth Cremor tartari. Man wird es mit einem Stab von weichem Holz umrühren, bis das Wasser beinahe kalt ist. Nun lässet man es eine Viertelstunde ruhig stehen und seihet es durch Leinwand in ein Zuckerglas, ergreifet sodann das Glasgeväs mit der Tinktur und tröpfelt solche in das Weinsteinwasser. Es wird alles sogleich gerinnen, oben aufschwimmen und erharten. Man wäschet diesen gefärbten Gummilak mit frischem Wasser einigemal aus und troknet ihn auf reinen Tüchern, da man ihn denn

auf-

aufheben kann, bis man Karmin machen will. Wollte man dieses auf der Stelle: so wird zwar dieser Gummilak aus dem Weinsteinwasser heraus, auch mit frischem Wasser abgewaschen; man hat aber in diesem Fall nicht nöthig ihn vorher auf Tüchern zu troknen, sondern man nimmt ihn aus dem reinen Wasser, nachdem man ihn vorher ganz leicht hat abtraufen lassen, sogleich auf die Marmorplatte, und reibet ihn sehr zart also naß. Erfoderlichen Falles kann man noch etwas Wasser zutröpfeln, um ihn recht zart reiben zu können. Ehe nun diese Masse auf dem Stein trocken wird, wird man halb Scheidewasser und halb gemeines Wasser untereinander güssen, damit ein Kolbenglas oder eine runde Glasflasche mit einem flachen Boden zur Helfte anfüllen und die Masse vom Stein so weit verdünnen, (mit reinem Wasser) daß man sie durch einen gläsernen Trichter in das verdünnte Scheidewasser laufen lassen kann. Man wird die Flasche oder das Kolbenglas mit einem zusammengedrehten Pfropf von weisem Wollenfries nicht zu vest verstopfen, den Boden einer eisernen Pfanne mit einem Stük Fries, der nicht löcherigt, sondern ganz seyn muß, doppelt bedecken, auf die Mitte desselben die Flasche stel-

len (ein Kolbenglas muß mit einem eisernen, oder besser, bleiernen Ring, welcher in Fries eingenähet und ganz unten an demselben bevestiget werden, damit es sowol stehen kann, als auch, daß das Glas den Boden des Marienbades, welches hier durch die Pfanne ersezt wird, nicht unmittelbar berühren kann, als wodurch es bei der Erhitzung zerspringen würde); sodann so viel kaltes Wasser in die Pfanne, die waagerecht stehen soll, güssen, bis es die Höhe erreiche, welche die Flüssigkeit im Glase hat. Man fängt jetzo unter der auf einem Dreyfuß stehenden Pfanne gemach an zu feuern, und wenn dieses nicht mit Kohlen geschiehet, so darf die Flamme nie so stark seyn, daß solche ob der Pfanne spiele, oder wohl gar über derselben zusammenschlage, welches an dem obern Theil des Geväses erfolgen würde, wowider man es unten geschützet hat, nehmlich es würde zerspringen. Das Wasser in der Pfanne muß kochen und man muß noch einen Topf mit kochendem Wasser in Bereitschaft halten, welcher an das nehmliche Feuer gesezt werden kann, um das Wasser, welches in der Pfanne verdunstet, wieder zu ersetzen. Man läßset alles 1 Stunde fortkochen, nach deren Ver-

lauf

lauf man das Feuer hinwegräumet oder ausgüsset, die Pfanne mit dem Glase aber so lange auf ihrer Stelle lässet, bis das Wasser darinnen nur noch lau warm ist. Man wird das Glasgefäs herausnehmen, solches mit abgewandtem Gesicht an einem offenen Fenster öffnen und die leere Helfte desselben mit kaltem reinen Wasser so weit anfüllen, daß es nicht überlaufe. Man wird jezt die lezte Hand anlegen, indem man einen Filtrirbeutel von sehr feiner Leinwand über ein Zuckerglas bevestiget, und das Farbwesen mit Vorsicht nach und nach hineingüsset. Würde das Zuckerglas zu voll, so wird man es ausleeren, den Filtrirbeutel abermals darauf bevestigen und mit dem Filtriren fortfahren, bis man alles im Filtrirbeutel hat. Inwendig am Glasgefäse schmelzet bisweilen etwas von der Farbe an, welches man mit einem reinen Spänchen absticht und mit in den Filtrirbeutel fallen lässet. Man wird denselben noch einigemal mit frischem Wasser füllen solches durchlaufen lassen, endlich aber den Rükstand troknen, und dann trocken noch einmal auf dem Marmor fein reiben, wornach er wider den Staub verwahret wird. Dieser Karmin ist auch sehr schön, wenn man den vorigen nicht da-

 gegen.

gegen hält, welcher freilich um etwas höher an der Farbe ausfället.

§. 91.

Karmin aus Coccionell. Ich muß hier überhaupt anmerken, daß alle rothe Karmine, sie mögen gemacht werden auf welche Art sie wollen, das Feuer und Lebhaftigkeit um vieles verlieren, wenn man zu Behandlung derselben den Alaun, es sey gleich teutscher oder römischer so anwendet, daß sich seine Erde mit unter das Farbwesen mischet. Es entstehet auf diese Weise wohl ein schöner rother Lak: aber Karmin? keinesweges. Ich will hier noch ein Verfahren beschreiben, wozu kein Gummilak gebraucht wird, der aber zuverlässig alle Karmine wie man sie jezt bekommt, übertrift: Man wird 4 Maas reines Regenwasser nehmen und solches kochen, indem es siedet, wird man eine Hand voll Waizen Kleien nach und nach hineinrühren und diese eine halbe Stunde mitkochen lassen. Man rücket den Topf vom Feuer ab, bedecket ihn mit einem reinen Tuch und lässet ihn an einem kühlen Ort 24 Stunden stehen. Man güsset hierauf das Klare ab durch reine Leinwand, damit nichts

nichts von dem Bodensatz dazukomme. Von diesem Wasser nimmt man wenigstens 2 Maas, lässet es bedekt zum Sieden kommen, hänget sodann ein Beutelchen von feiner Leinwand mit 2 Loth Coccionellpulver, worinnen dieses nicht gepreßt ist, hinein und lässet es eine halbe Stunde, auch etwas länger, mit fort kochen. Man drücket das Beutelchen sehr leicht oder gar nicht aus, sondern lässet es ohne Druck abtraufen und den Topf bedekt stehen, bis die Farbebrüh noch wohl lau ist. Der Topf mit dieser Brüh muß wenigstens 4 Finger breit leer seyn. Nun nimmt man auf diese Quantität 1 Löffel voll ausgewaschene und abgetraufte weise Bierhefe, rühret solche in die Farbebrüh und lässet solche mit reiner Leinwand nur einfach bedekt in mäsiger Wärme zur Gährung stehen. Es werden Bläschen auf der Oberfläche der Flüssigkeit entstehen und alles trüb, aber hierauf wieder hell werden. Ist lezteres erfolgt: so güsset man das Klare ab durch reine Leinwand, welche mit Löschpapier bedekt ist, in ein Zuckerglas: den Rükstand thut man beiseite. Man bedienet sich nunmehr der Zinnauflösung, welche ich im §. 89. beschrieben habe und lässet davon tropfenweise, wobei bisweilen mit

einem

einem gläsernen Instrument die Farbe umgerührt wird, bis sich die Scheidung offenbahret, welche aber nicht in einem so flockichtem Gerinnen bestehet, wie bei dem Lak, sondern eine Menge Stäubchen werden sichtbar, welche sich immer vermehren, bis endlich die vorhin klare Flüssigkeit undurchsichtig aber hoch von Farbe wird. Man wird nun alles 12 Stunden ruhig stehen lassen. Ist die Flüssigkeit noch stark gefärbt, so kann man zwar noch mehr Zinnauflösung tropfenweise hineinfallen lassen: allein man verfähret sicherer, wenn man sie in ein anderes Glasgeväs abgüsset und dort mit dem Zutröpfeln der Zinnauflösung fortfähret, den Satz aber in ein Filtrum von feinem Löschpapier (Druckpapier ist hiezu das beste) welches noch mit Leinwand umgeben ist, bringet und ihn abtropfen lässet, sodann aber auf eine Gipsplatte, welche mit Seidenpapier bedekt ist, herausstürzet, und, ohne ihn zu zergänzen, an einem reinen staubfreien Ort troknen lässet. Dieses ist ein Meisterstük von Karmin, und wer ihn machet, wird sich dessen freuen.

§. 92.

Dunkler Karmin eine noch ganz unbekannte, aber sowohl in Wasser als Oel und Pastell vortreflich kräftige Farbe: Man nimmt von dem im vorigen §. gereinigten Kleienwasser 1 Maas, kochet darinnen eingebundenes Coccionellpulver 1 Loth wohl aus. Man beutle es zum öftern, damit sich die Farbe wohl auflöse und in das Wasser übergehe. Man nimmt gleichfalls die Schlacken, welche zurückebleiben, wenn man Zinnaschen reduzirt, zerstoße sie in einem Mörsel, koche sie mit Regenwasser wohl aus und filtrire sie durch Leinwand, welche mit Löschpapier bedekt ist. Von diesem Wasser güsset man immer nur wenig auf einmal unter die rothe Farbebrüh und rühre jederzeit mit einem Stäbchen von weichem Holz alles wohl um und verziehe mit dem Nachgüssen bemeldeten Wassers bis die Farbebrühe wieder ruhig ist und man erkennen kann, ob sich die Farbe geschieden hat und sich zu Boden begeben will, in welchem Fall das obenstehende Wasser farbelos seyn muß. Enthält es noch Farbe: so güsse man wie vorhin immer noch etwas von dem Schlackenwasser nach, bis sich alle Farbe geschieden hat, welche man noch 12 Stunden ruhig

stehen

stehen lässet. Man wird hierauf das klare neigungsweise abgüssen, den Bodensatz aber einigemal mit frischem Wasser absüssen, vom Wasser, durch Seihen, wie bekannt, befreien und troknen. Dieser Karmin ist so dunkel und kräftig, als noch keiner da war.

§. 93.

Karmin aus Safflor. Man wird türkischen Safflor nehmen, der teutsche taugt hiezu nicht, so viel man will, damit einen Sak von Leinwand, doch nicht gepreßt füllen, solchen zubinden und ihn in flüssendes Wasser hängen. Alle 3 Stunden wird er aus dem Wasser gezogen und auf einem reinen Brett von weichem Holz mit einem Stük dergleichen Holzes gequetschet und dieses so lang und oft bis das Wasser nicht mehr gelb aus dem Sak laufet, wozu bisweilen 3 bis viermal vier und zwanzig Stunden erfodert werden. Man verstehe mich wohl, wenn man den Sak gequetschet hat, so muß er immer wieder 3 Stunden in den Fluß gehänget werden. Auch über Nacht lässet man ihn darinnen hängen. Wenn nunmehr das Wasser beim Quetschen hell

und ohne gelbe Farbe ablauft, dann ist der Safflor tauglich. Man nimmt ihn aus dem Sak händevollweise heraus, drücket jede Hand voll so sehr aus, als man es mit den Händen im Stand ist und indem man ein Stük Leinwand so ausgespannt hat, daß sie oben und unten Luft habe, streuet man den Safflor ganz dünn darauf auseinander, damit er nicht übereinander erwarme, wodurch er verdorben würde, und lässet ihn an einer Zugluft, wohin die Sonne nicht scheinet ganz trocken werden. Hierauf setzet man einen glasürten Topf mit Regenwasser zum Feuer bis er kochet. Man wird alsdann auf 1 Maas einen halben Eßlöffel voll gestoßenen Weinstein mit einem Stab von weichem Holz hineinrühren und ihn kochen lassen, bis er aufgelöst ist; man wird eine derbe Hand voll von dem zugerichteten Safflor in das kochende Weinsteinwasser bringen und wohl bedekt eine Stunde kochen lassen — etwas länger thut zur Sache nichts, nur nicht kürzer — Man nimmt jezt einen Napf von weisem Fayence-Porzellän, lässet die Farbebrüh durch eine reine Leinwand hineinlaufen und drucket zulezt den Safflor wohl aus. Auch wird man von einer saftigen Zitrone alles Gelbe herunterschälen,

und

und den Saft durch ein reines leinenes Läpchen drücken und dieses zwar nicht sogleich in die Farbebrühe, sondern in ein Trinkglas, aus welchem man von diesem Saft nach und nach und unter beständigem Umrühren so viel in die Brühe laufen lässet, bis man die Scheidung bemerket. Man bedecke nunmehr den Porzellännapf und lasse ihn 24 Stunden stehen. Man wird, indem man ihn jezt öffnet die herrlichste rothe Farbe am Boden des Napfes bemerken, das obenstehende Wasser abgüssen, den Saz aber mit destillirtem kalten Wasser etlichemal absüssen und dann auf Gipsplatten die mit Seidenpapier bedekt sind, troknen. Dieser Karmin ist sehr fein und hoch an der Farbe: allein den Hauptfehler hat er, daß er gewaltig verschießt. Es lohnet aber gleichwol der Mühe, ihn zu verfertigen, und sollte es nur zu Gunsten der Damen geschehen, welche roth auflegen; denn nur dieser Karmin kann zur rothen Schminke gebraucht werden, wie ich im nächstfolgenden §. zeigen will.

§. 94.

Rothe Schminke, Rouge de Paris: Auf ein halbes Loth von dem im vorigen §. beschriebenen Karmin rechnet man ein Loth echtes Talcum (Talcum album) welches man besonders auf dem Reibestein mit rektifizirtem Weingeist, welcher mit halb so viel weisem Wein, der aber ja nicht mit Glätte verfälscht seyn darf, so zart als möglich reibet. Auf einem Porphyr ist diese Arbeit noch sicherer vorzunehmen. Man troknet dieses äuserst fein geriebene Talcum auf Löschpapier zu einem Pulver, welches einen weisen Silberglanz haben muß, und mischet nunmehr die angegebene Quantität des Karmins darunter, wozu man noch einen Tropfen wohlrüchendes Wasser fallen lassen und mit untermischen kann. Man wird, nachdem alles wohl melirt ist, diese Schminke mit einer Elfenbeinspate vom Stein sogleich ins porzellänene Schminkdäschen drücken, und wider Staub verwahren. Der Gebrauch davon ist allgemein bekannt.

§. 95.

Gelber Karmin ist nichts anders, als Gallenstein, Pierre de Fièl, welcher mit einer gläsernen Keule auf einer Glastafel nebst etwas destillirten Essig so lange gerieben wird, bis er wieder trocken ist und in Gestalt eines Pulvers erscheinet. Da man aber den Gallenstein nicht an allen Orten haben kann, so bedient man sich statt dessen auch des sogenannten Goldschwefels, Sulphur Antimonii auratum tertiae praecipitationis.

§. 96.

Brauner Karmin. Man wird aus dem kölnischen Braun diejenigen Stükchen aussuchen, welche, wenn man sie zerbricht, sehr dunkel an der Farbe und im Bruche glaßicht scheinen. Man wird eine reine Marmorplatte auf Sand erwärmen und, wenn sie durchein wohl warm ist, die Stükchen vom kölnischen Braun zu Pulver zerreiben, nach und nach recht starke Seifensiederlauge darauf tröpfeln, mit dem Reiben fortfahren bis die Lauge das Braune zu einem durchdringend braunen Saft aufgelöset hat. Sollte dieses Braun noch einige trübe Particeln enthalten: so tröpfelt

felt man noch etwas Seifensiederlauge nach und setzet das Reiben fort bis alles aufgelöst ist: nun aber kann man es auf dem Stein ausgebreitet trocken werden lassen, welches, da der Stein warm ist, in kurzer Zeit geschiehet. Sobald es trocken ist, werden sich lauter kleine Sprünge und Risse zeigen: man schübet also die Farbe mit der beinernen oder Hornspalte zusammen und tröpfelt anjezt von der starken Zuckerauflösung §. 81. N. 4. tropfenweise so viel darunter, daß es, indem es mit der Keule wohl untereinander gerieben ist, wie ein sehr dicker Honig erscheinet. Sobald alles trocken geworden, wird es also trocken zu einem zarten Pulver zerrieben und in einem wohl verstopften Glase aufbewahrt.

Wenn man von dieser Farbe, welche man blos zu lavirten Arbeiten und in Miniatur gebrauchet, so viel man nöthig hat in eine Muschel herausnimmt: so darf man nur einige Tropfen Wasser auf das Pulver fallen lassen, es wird sich sehr schnell auflösen und man hat nicht nöthig Gummiwasser oder ein anderes Bindmittel damit zu vermischen. Zu Wasserfarben hat sie ihres Gleichen nicht.

§. 97.

Schwarzer Karmin eine bisher unbekannte, aber sehr schöne und äuserst beständige Farbe. Man nimmt vom Edelsteinschneider den Schlamm, welcher abgehet, wenn man Amethyst schneidet. Da man aber zweierlei davon antrift: so muß er auch auf verschiedene Art behandelt werden. Die Platten, die von diesem Edelstein geschnitten werden, pflegen mit Schmergelpulver und Wasser behandelt zu werden und der Schlamm, welcher hier abgehet, ist nicht fein genug zum schwarzen Karmin, jedoch mag er angehen, wenn man auf Kalk damit arbeiten will. Man güsset auf den Schlamm wie er ist vieles Wasser, rührt es stark um und lässet es alsdann über Nacht ruhig stehen. Man güsset, wenn das Wasser sich ganz klar darauf zeiget, solches mit äuserster Sorgfalt ab, lässet das Gevās ganz sachte wieder nieder, erhält es an der Luft, wo die Sonne darauf scheinen kann und lässet den Kuchen durchaus dürre werden. Nun nimmt man ihn heraus und sondert von der untern Seite den Amethystenstaub ab, welchen man sehr wohl vom

Schmergel

Schmergel unterscheiden kann und verwahrt ihn bis auf weiter.

Der feinste Schlamm wird von denen Arbeiten erhalten, die an der Maschine vorgenommen werden, und wo der Schmergel mit Baumöl angemacht seyn muß. Diesen mit Baumöl getränkten Schlamm nimmt man in ein reines verglastes Gefäs, welches man beinah ganz mit starker Seifensiederlauge anfüllet. Man kochet den Schlamm sehr wohl damit aus, lässet es vom Feuer bis es lau geworden, in welcher Zeit sich der Schlamm zu Boden begeben hat. Man güsset die milchichte Lauge ab und etwas erwärmtes Regenwasser auf den Rükstand, rühret alles wohl um und lässet es stehen, bis sich der Schlamm vollkommen wieder zu Boden begeben hat; das Wasser güsset man sorgfältig ab und noch einmal dergleichen (erwärmtes Regenwasser) darauf. Man wird jezt verfahren, wie vorhin. Wenn auch dieses wieder abgegossen ist: so nimmt man den Satz heraus in eine Glasschaale und güsset so viel Vitriolgeist oder mit Wasser verdünntes Vitriolöl darüber, daß der Satz wenigstens eines queren Fingers hoch damit bedekt sey. Man

bedekt

bedekt die Schaale mit einer reinen Glasscheibe und lässet sie zwei Stunden an einem temperirten Ort stehen, nach deren Verlauf auch diese abgegossen, der Rükstand aber wenigstens dreimal mit frischem reinen Wasser abgesüsset und sodann, daß er jedoch in der nehmlichen Schaale gelassen, getroknet wird. Wenn er ganz dürr ist, so wird der Amethyststaub, wie oben erwehnt worden, abgesondert und besonders genommen. Der Schmergelstaub ist für den Mahler unbrauchbar; die Glasschleifer aber, Schwerdfeger und Büchsenmacher können ihn benutzen. Nunmehr bereite man eine gesättigte Silberauflösung aus Scheidwasser und Kapellsilber, bringe den Amethystenstaub in eine flache Glasschaale und tröpfle von der Silberauflösung so viel daran, daß, wenn man alles mit einem Glaslöffelchen umgerührt hat, das Pulver reichlich befeuchtet sey. Man lässet es bedekt über Nacht oder 24 Stunden an einem temperirten Ort, wo sich niemand aufhält, stehen. In dieser Zeit wird alles Pulver sich in einer Schwärze zeigen, die mit nichts zu vergleichen ist, welches man nun absüssen und troknen kann. In Ansehung der Dauerhaftigkeit und Schönheit kann dieser Farbe keine andere schwarze an die

Seite

Seite gesezt werden. In Miniatur, wo man sie am vorzüglichsten gebrauchen kann, darf man sie ohne Bedenken unter alle Tinten mischen, welche die äuserste Dunkelheit erfodern, da sie keine rusig oder kalt macht, sondern ihnen blos Dunkelheit ohne Farbe ertheilet, die man durch keinen anderen Farbenkörper ersetzen kann.

§. 98.

Blauer Karmin, Wunderblau. Unter diesen beiden Benennungen kommt diese Farbe vor, welche so viel Aufsehen in den Kunststätten gemacht hat und deren Ansehen sich erhalten wird, so lange Künstler seyn werden, da ihr Farbenton einer der herrlichsten unter den blauen, ihrer Subtilität und Durchdringlichkeit wegen aber, sie einzig unter allen ist. Da sie noch nicht 20 Jahre erfunden ist: so muß man sich wundern, wie sie schon in ganz Europa, wo es nur Zeichner und Mahler giebt, aufgesucht und in manchen Gegenden sehr theuer bezahlt wird. Es gehörten nicht viel chemische Kunstgriffe dazu, um aus der Indigauflösung in Vitriolöl einen blauen Lak zu fällen, §. 71. und dieses Verfahren ist einigen, aber wenigen Mahlern bekannt: aber der blaue

Karmin, der noch weit leichter als der Lak zu machen ist, hat sich bisher immer als ein Geheimnis erhalten; ich möchte fast glauben, daß die Ursache in der wenigen Schwierigkeit liegt, die mit dessen Zubereitung verbunden ist. Selbst Scheidekünstler habe ich darüber gesprochen, welche nicht einsehen wollten, wie es zugienge, den Indig aus der vitriolischen Auflösung so in trokner Gestalt herzustellen, daß das Produkt in blosem kalten Wasser sich wieder vollkommen auflöst und eine so penetrante Farbe abgiebt, wie die aus dem blauen Karmin ist. Ich hoffe die wenigen durch die Bekanntmachung dieser Farbe nicht vor den Kopf zu stoßen die ihn bisher gemacht haben, da sie doch nicht ewig ein Geheimnis bleiben kann und da sie mir den Prozeß nicht mitgetheilt haben, sondern ich mit eignen Versuchen eben nicht nachgelassen habe, bis ich ihn herausbrachte. Auf leichtere Art werden sie ihn auch nicht machen und ist ihre Verfahrungsart diffiziler, so werden sie doch wohl nicht böse werden, wenn ihnen ihr Karmin nun weniger Mühe verursachet.

Lesen Sie einmal, wie leicht mir der blaue Karmin zu machen wird: ich nehme Quadimala Indig, da jede andere Indigsorte hiezu zu schlecht ist, zerstoße ihn gröblich und keineswegs zu Pulver, bringe diese Indigfragmenten in ein Glas, dessen Boden lieber konkav als konvex seyn soll. Ich güsse darüber so viel gereinigtes Vitriolöl, daß der Indig davon just bedekt ist. Ich rühre alles mit einem Glasstäbchen um, damit alle Stükchen Indig im Vitriolöl ersaufen. Ich bedecke das Glas mit Glas und lasse es an einem kühlen Ort vier und zwanzig Stunden stehen. In dieser Zeit hat das Vitriolöl alle Stükchen Indig durchdrungen und erweicht. Nunmehr rühre ich alles noch einmal um und lasse einen einzigen Tropfen Wasser hineinfallen; hierauf rühre ich alles um, lasse dann wieder nur einen oder zwei Tropfen Wasser hineinfallen, wieder umgerührt und mit diesem einzelne Tropfen Wassers hineinfallen zu lassen, und bei jedem Tropfen wohl umzurühren fahre ich fort, bis sich mein Indig in einen dicken Brei verwandelt und eine hochblaue Farbe erhalten hat, welche man zwar an der dicken Masse nicht, aber sogleich erkennen kann, wenn man auf ein Stück Glas,

welches mit weisem Papier unterlegt ist, mit dem Glasstäbchen ein kleines Klümpchen herausnimmt und auseinander streichet. Sollte es noch nicht schön genug seyn; so lässet man noch etliche Tropfen Wasser langsam hinter einander hineinfallen und rühret wieder um und stellt den Versuch, ob es schön blau ist, wie vorhin an; denn ehe man weiter etwas vornimmet, muß es durch bloses Wasser schön blau geworden seyn. Hat endlich die Masse die schöne blaue Farbe erlangt und ist noch ein dicker klumpichter, keineswegs aber dünner Brei: so lasse ich an der Wand des Glases eine nicht zu starke aber sehr reine filtrirte und klare Lauge von Buchenasche (*) hineinrinnen, bis

(*) Man muß nicht glauben, daß die Potaschenauflösung, indem sie schärfer als diese ganz ordinäre Lauge ist, besser sey: wer Potaschenauflösung zu dieser Arbeit nimmt, wird allemal Ursache haben, es zu bereuen. Die Ursache mag in der größern Menge von Feuertheilen liegen, die sich ihr durch die Kalzinazion mittheilen. Der Karmin wird nicht nur nicht so schön blau davon, vielmehr röthlich, sondern er ist auch nicht so auflöslich und bedarf mehrerer Zeit, ja wohl gar Hand-

bis das Glas voll ist. Es entstehet hievon ein sehr geringes und kaum merkliches Brausen: die kleinsten Partickeln machen sich vom großen Klumpen los, steigen in die Höhe, entladen sich ihrer Luft und sinken wieder nieder. Man lässet diese Lauge eine halbe Stunde darauf stehen, güsset sie ab, und wieder frische, allemal aber kalt, auf. Nun mache man aber auch den großen Klumpen vom Boden vorsichtig mit dem Glasstäbchen los und es wird wieder ein geringes Aufbrausen entstehen. Nach einer halben Stunde güsset man die Lauge wieder ab und nochmals frische auf und das so lange und oft, als man noch Bläschen aufsteigen siehet. Wenn endlich alles stille ist: so güsset man die Lauge wieder ab und füllet mit dem Rest der Lauge ein großes Zuckerglas über die Helfte an, macht alle Klumpen behutsam im Glase los und schüttelt sie ohne darinnen zu rühren ins große Zuckerglas, worinnen

Handgriffe, um sich ganz in Wasser aufzulösen. Die Einwendung, daß der blaue Lak mit Potaschenauflösung schön blau wird, schlägt hier nicht an, da dort die Auflösung des Indigs mit einer größern Menge Wassers verdünnt wird, ehe man die Potaschenauflösung dazubringet.

innen man alles über Nacht ruhig stehen lässet. Am folgenden Morgen lässet man alle Lauge ablaufen und hält das Zuckerglas schreg, um jezt reines Wasser ohne große Bewegung hineinzubringen. Wenn einmal nur die Masse reichlich damit bedekt ist, so lässet man das Zuckerglas sachte auf den ganzen Boden nieder, damit es gerade stehe und füllet es mit Wasser gar voll, welches man aber sehr gemach herein rinnen lassen muß und nicht auf einmal mit Geräusch unflätig hineinschütten darf. Dieses Wasser lässet man nur so lange darauf stehen, bis sich die Klumpen alle zu Boden begeben haben und sich anfänget eine trefflich blaue Wolke zu bilden, von welcher die Klumpen verhüllet zu werden beginnen: nun ist es Zeit auch dieses Wasser behutsam von dem Bodensaz abzuleiten, welches aber nicht eben bis auf den lezten Tropfen nöthig ist, weil man da schon etwas von dieser unvergleichlichen Farbe verliehren würde. Mit dem was noch im ersten Glas, worinnen das Einweichen vorgenommen wurde, hängen geblieben ist, verfähret man eben also, um auch diesen Rest zu retten. Wenn das Wasser abgelaufen ist: so stellt man beide Gläser an einen luftigen, jedoch staubfreien Ort

zum

zum troknen. Indem alles dürre geworden ist, so springet die Farbe selbst vom Glas ab, welche man sodann wider Staub, am besten in einem reinen Glas, verwahret. — Dieses ist nun der blaue Karmin, dessen Zubereitung man nicht anders als höchst einfach nennen kann, und dessen Qualität so vortrefflich befunden wird. Wenn man Gebrauch davon machen will: so hält man sich ein eignes Glasschälchen dazu, nimmt einige Körnchen vom Karmin heraus in dieses Schälchen und lässet einige Tropfen reines Wasser darauf fallen; die Farbe wird sich sogleich zeigen, welche man nach Bedürfen mit Wasser schwächen kann.

Drittes Hauptstück.

Von der förmlichen Zubereitung der Farbenkörper.

Erste Abtheilung.

Von den Pastellfarben.

§. 99.

Die Pastellfarben sind durch einen Zusatz und eine ganz eigne Behandlung zugerichtete Farbenkörper, deren man sich nur trocken bedienet. Man ertheilt ihnen gewöhnlich die Gestalt von Stängeln, um sie bequem fassen und regieren zu können. Sie scheinen übrigens nicht dazu erfunden zu seyn, um große Szenen damit an solchen Orten auszuführen, wo man dauerhafte Arbeit fodert, sondern der Umstand, in der Geschwindigkeit die Wirkung der vorzüglichsten Tinten, die man in große Gemählde bringen wollte, zu erforschen, hat den grösten

grösten Mahlern die Bemühung angerathen, ein Farbentraktament zu entdecken, wobei man weder Flüssigkeiten noch Pinsel nöthig hat, und diese Eigenschaften trafen sie an troknen und milden Farbenkörpern an. Da man das Nützliche davon einsah: so befleisigte man sich, sie bis auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit zu bringen, in welchem wir sie jezt haben. Indem man durch mehreres Handanlegen darauf gekommen ist, daß es wenig Schwierigkeiten unterworfen ist, insonderheit Bildnisse damit zu liefern, und diese wegen ihrer Sauftheit auch Liebhaber fanden: so formirte sich daraus ein eigner Zweig der Kunst und es schämeten sich Künstler neuerer Zeit vom ersten Rang nicht, wenigstens etwas darinnen zu hinterlassen. Es wird also nicht unnütz seyn, von diesen Farben und ihrer Zurichtung etwas umständlich zu sprechen.

§. 100.

Um ein gutes Gemählde in Pastell herzustellen, ist nicht genug, wenigstens die Haupttinten in Stiften oder Stängeln zu besitzen, sondern diese Stifte müssen auch so zugerichtet seyn, daß sie die Farbe leicht fahren lassen und dennoch Vestigkeit

keit genug behalten, während dem Gebrauch nicht zu zerbrechen; sodann sich wohl zuspitzen zu lassen, und, in Ansehung der Härte, alle einander gleich zu seyn.

Man ist, um diese Eigenschaften zu vereinigen, schon auf allerlei Mittel verfallen: allein, es ist bisher niemanden so gut gelungen, als den Pastellfarbenfabrikanten zu Lausanne. Es darf niemanden verdriessen, wenn ich behaupte, daß die Lausanner bis jezt die einzigen gewesen sind, welche Pastellfarben von allen zu wünschenden Eigenschaften, eine einige ausgenommen, geliefert haben und noch ausgeben. Das einige Gute, was ihnen fehlet ist — die Beständigkeit, etwas Geringfügiges für manche Liebhaber. Ihre lebhaftesten Tinten verbleichen, warum? weil just diese ihre Schönheit, Säften aus dem Pflanzenreiche zu verdanken haben, die, ihrer Natur nach, nicht dauerhaft seyn können. Wer also weiter nichts suchet, als sich an seinem Bildnis so lange er lebet, jedoch mit Verzicht auf langes Leben, zu ergötzen, der — — — versteht mich schon, was er zu thun hat.

Doch

Doch, man versuche meine Behandlung dieser Farben: sie wird, das Farbenmaterial weggerechnet, beinah nichts kosten, als das Bischen Mühe, und — befriedigen.

§. 101.

Zweier Erdarten bedienen sich die meisten teutschen Pastellfabrikanten: die eine, um spröde Farbenkörper mild zu machen, und diese ist die Pfeifenerde, ein weiser Thon; die andere, um denen zu weichen eine Vestigkeit zu geben, welche Gips oder gebrannter Alabaster ist. Allein beide sind zu weis, um sie ohne Verlust den dunkeln Farbenkörpern beifügen zu können; und nicht weis genug, um das Leuchtende der durch weis zu erhöhenden Tinten nicht zu dämpfen. Andere bedienen sich noch schlechterer Mittel, derer ich gar nicht erwehnen will.

§. 102.

Spröd sind von Natur, vermöge der Alaunerde, alle Lakfarben, unter welche ich auch das Berlinerblau rechne. Mild und zu mild sind die meisten Erdarten und die künstlichen Mineral-

 farben

farben, wenn sie mit Wasser fein gerieben und dann geformet werden.

§. 103.

Auser den Lausannern und den meinigen habe ich noch keine dunkle Farben von der äuserſten Dunkelheit gesehen. Denn ob ich gleich nicht beweisen kann, daß wir unsere Farben auf einerlei Art traktiren: so habe ich doch auf dem allereinfachsten Weg, den man sich denken kann, die Weise gefunden, wie man mit den Lakfarben und andern spröden Farbenkörpern umgehen muß, sie mild zu machen. Das Mittel bestehet darinnen, daß man die spröden Farbenkörper trocken auf dem Stein so fein reibe als sie seyn müssen, ihnen sodann mit der Horn- oder Beinspate das Bindmittel oder überhaupt die Flüssigkeit in der Quantität zusetze, die just nöthig ist, einen Taig daraus zu machen. Wenn einmal die Flüssigkeit sich bei dem Farbestaub befindet, so muß die Keule oder der Laufer nicht mehr berührt werden. Dieses gewiß sehr einfache Mittel ist nicht nur hinreichend allen spröden Farbenkörpern ihre Dunkelheit zu erhalten, sondern eben dieses Mittel ist es auch, die Allerspródesten mild zu machen. Bis-

her

her hat man durch das Gegentheil, nehmlich die dunkeln und spröden Farben mit einer Flüssigkeit (die gewöhnlichste war Brandwein) so lange naß zu reiben, bis sie einem Saft ähnlich war, und wenn der Stift trocken war, hatte man immer gedoppelte Ursache, unzufrieden damit zu seyn; die Farbe hatte nicht nur ihre Dunkelheit und Leben verlohren, sondern sie war nun auch so spröde geworden, daß man sogar auf einen Sandstein kaum damit zu schreiben vermogte. Durch den einzigen angezeigten Handgriff ist beiden Mängeln zugleich abgeholfen und man bediente sich seiner deswegen vermuthlich nicht, weil er simpler ist, als alle andere.

§. 104.

Die zu milden Farbenkörper sind meistens helle, und bei diesen muß man das Gegentheil beobachten, das ist, diese kann man naß nicht zu lange reiben, die Mennige, das Bergblau und die aus Schmelz bestehenden z. B. Schmalte ꝛc., ausgenommen. Wie man mit der Mennige zu verfahren habe, das habe ich im §. 38. angezeigt: die andern z. B. Schieferweis, Kremserweis ꝛc.

werden lange mit Wasser gerieben und in Häufchen auf Gipsplatten getroknet.

§ 105.

Gleichwie man also nur ein Mittel nöthig hat um Dunkelheit und Geschmeidigkeit bei den Pastellfarben zugleich zu erhalten: also bedarf man auch nicht mehr als eines einigen Bindmittels um diese Farben zu befeuchten und formen zu können und dieses besteht in aufgelöstem Tragakant, welcher blos stärker oder schwächer angewendet wird, je nachdem es der Farbenkörper erfodert. Er ist deswegen vorzüglich zu empfehlen, weil er jeden Farbenton lässet wie er ist. Er macht die hellen weder schmutzig noch stumpf, und die dunkeln nicht bleich; er troknet geschwind, ohne Haut oder Glanz zu hinterlassen.

Um den Tragakant gut herzurichten, muß man ihn erst lesen, weil er öfters mit Unreinigkeiten vermischet ist, sodann wird er über Nacht oder 12 Stunden in ein reines Wasser eingeweicht. Hierauf wird er bei einem sehr gelinden Feuer, wobei das öftere Umrühren mit einem Instrument von weichem Holz nicht vergessen werden

darf,

darf, sachte gekocht. Ist nun alles aufgelößt: so seihet man ihn durch reine weise Leinwand, und hebt ihn bedekt an einem temperirten Ort auf.

§. 106.

Um die Pastellstifte zu formen, muß die Farbe wie ein sehr dicker Taig oder Letten aussehen, wenn man sie durch Rollen formen will. Man nimmt diese Arbeit am besten auf einer Marmorplatte vor, indem man vorher so viel vom Farbentaig mit der Spate absticht, als zu einem Stift erfoderlich ist. Man giebt ihm erstlich in der flachen Hand durch Rollen eine kurze dicke ohngefähr eiförmige Gestalt, welche man hierauf mit den Fingern an beiden Enden spitzig drücket und sodann auf dem Stein mit einem glatten und reinen Brettchen so lang, ohne sehr aufzudrücken rollet, bis der Stift die verlangte Gestalt erhält. Man wird diesen Stift auf ein Blättchen reines Papier nehmen und auf eine Gipsplatte zum Troknen bringen. Allein, da die auf diese Weise gemachten Stifte allerlei Fehlern, vorzüglich dem, daß sie öfters hohl ausfallen, unterworfen sind: so will ich das Güssen der Stifte anstatt des Rollens empfehlen, womit man folgendermassen ver-

fahren kann: Man lässet bei einem Messingarbeiter eine Spindel von Messing güssen, abschleifen und glätten, daß sie vollkommen rund und ohne Grübchen oder Löcher erscheine. Die Länge kann von acht bis zehen Zollen seyn. Nicht aber darf sie die Gestalt eines Zylinders haben, sondern sie muß auf das eine Ende vom andern etwas dünner zulaufen, also wie ein sehr dünner trunkirter Konus. Eben so breit, als die Stifte lang werden sollen, werden Blätter von ganzem und etwas starken Staniol, den man auf Spiegelfabricken am besten bekommen kann, geschnitten. Beim Schneiden muß man Vorsicht gebrauchen, damit die Blätter nicht zerrissen oder falticht werden. Nun wird man einen solchen Staniolstreif auf einen glatten und reinen Marmor breiten, an einem Ende davon die Spindel so darauf legen, daß die Länge der Spindel über die Breite des Streifen, welche nicht über 3 höchstens drei und einen halben Zoll betragen soll, zu liegen komme. Man gehet jezt zu Werke, als wenn man so viel von der Spindel in Staniol einwickeln wollte, als die beschriebene Breite des Streifs reichet. Man windet das Staniolblatt dreimal sehr geheb um die Spindel, und wenn das drittemal zu Ende ist,

ist, so schneide man den Staniol nach dem Lineal gleich ab, rolle ihn wieder auf und schneide eine Anzahl Blätter so viel man zu verbrauchen gedenket, nach dem Maaß von diesem. Man rolle jezt abermal eines um die Spindel, wenn er um die Spindel zum erstenmal herumgewunden ist: so gebe man noch eines halben Fingers breit darüber zu und bestreiche den übrigen Theil mit aufgelöster Hausenblase, winde es geschwinde und geheb vollends herum und überstreiche es gelinde mit dem Falzbein, damit alles sich geheb anlege. Nachdem dieses geschehen: so zieht man die Spindel behutsam und ohne solche zu drehen aus der Staniolhülse heraus und legt diese bei Seite, damit sie nicht gequetschet werde. Die erste wird vielleicht nicht zum besten ausfallen, wodurch man sich aber nicht abschröcken lassen wird. Alle Hülsen lässet man an einem temperirten Ort über Nacht liegen. Auch ist zu beobachten, daß diese Hülsen an beiden Enden offen bleiben müssen.

§. 107.

Am folgenden Tag, oder wenn man eben güssen will, muß man sich erstlich vorsehen mit einer Gipsplatte, welche in gerader Linie weg

mit halbkugelförmigen Löchern je eines vom andern einen Zoll breit entfernet, versehen sey. Auf diese leget man ein Stück weiches Holz, welches 4kantig abgehobelt seyn, an welchem aber eine Ecke mit halbrunden Narben, deren eine von der andern eben auch $1\frac{1}{2}$ Zoll entfernet, versehen seyn muß. Man lehnet nunmehr die Staniolhülsen also schreg, daß die engere Oeffnung in das Loch in der Gipsplatte zu stehen, das Ende mit der weitern Oeffnung aber so an der Leiste in der Kimme oder Narbe zu lehnen komme, daß die obere Oeffnung Daumensbreit über die Höhe der Leiste hinausreiche. Die untere Oeffnung darf nicht verstopft werden, wenn auch etwas von der Farbe herausläuft, denn diese Farbe ist nicht verlohren.

Noch eines Instruments bedürfen wir, und dieses ist ein zinnerner etwas tieferer als die gewöhnlichen Eßlöffel. Dieser muß entweder vornhinaus oder auf der linken Seite mit einer etwas zugespizten Schnauze, die nicht weiter als die obere Oeffnung der Hülse seyn darf, versehen seyn. Er darf vollkommen die Gestalt, nur nicht die Größe eines Gößlöffels haben, dessen man

sich

sich zum Bleikugelgüssen bedienet; denn er ist bestimmt, die Farbenmasse in die Hülsen zu güssen.

§. 108.

Nunmehr wollen wir den Guß selbst vornehmen, nachdem ich noch vorher erinnert haben werde, daß man von jeder Haupttinte die ganze Schattirung hintereinander wegmachen soll, und dieses zwar deswegen, damit von keiner Farbe etwas verlohren gehe. Man wird da am natürlichsten verfahren, wenn man den Anfang jederzeit mit der ganzen Haupttinte, oder derjenigen machet, welche erst, es sey durch weis oder andere Tinten entweder heller gemacht oder gebrochen werden soll, nicht aber umgekehrt.

Man stelle die Tragakantauflösung in Bereitschaft und solche zwar in verschiedenen Gefäßen, verschieden mit Wasser verdünnt. Ich erinnere auch zum Ueberfluß noch einmal, daß man sich ja nicht einfallen lasse, die spröden Farbenkörper, worunter alle Lakarten, sodann terra de Siena, sie sey gebrannt oder ungebrannt, ferner Beinschwarz und gebrannt Elfenbein, mit Wasser abzureiben; selbst der Zinnaber hat

eine viel höhere Farbe in Pastell, wenn man ihn aus ganzen Stücken trocken fein reibet.

Ich habe im §. 106. angezeigt, wie man zu verfahren habe, wenn die Stifte durch das Rollen geformet werden sollen: nun aber wollen wir sie nicht rollen, sondern g ü ſ ſ e n, folglich muß die Farbenmasse nicht taigartig seyn, sondern die Dicke des Honigs haben, welcher weder zu klebricht noch zu lauter ist. Die Masse muß just so dick gehalten werden, daß sie zusammenhängend und nicht in Tropfen in die Hülsen aus dem Löffel rinnen kann. Man darf bei dieser Arbeit nicht eilen, wenn sie gelingen soll. Indem man einmal die Oeffnung getroffen hat, so muß man verhüten, daß dieselbe nicht mit der Farbmasse über und über bedekt werde, sondern immer noch eine kleine Oeffnung behalte, durch welche die Luft oben austreten kann, welche verhindern würde, daß der Stift zusammenhängend und ganz ausfiele, eben das, was wir doch erwarten. Die Farbmasse muß gleich beim Anfang des Eingüssens zu der untern Oeffnung so weit austreten, daß man sie wahrnimmt, und man setzet alsdann das Eingüssen so lange fort, bis die Hülse überlaufen will.

will. Sollte eine Luftblase in der Hülse das Einlaufen der Farbe verhindern, so muß man mit einem Stükchen Lindenholz, welches die Gestalt, wie ein feiner Zahnstocher haben kann, gelinde von der obern bis zur untern Oeffnung auf- und abfahren, und das Eingüssen wird besser von statten gehen.

Nunmehr wüsten wir auch dieses Verfahren, und es fehlt weiter nichts, als die Rangordnung der Farbenstifte, welche zu einem vollkommnen Assortiment gehöret. Ich werde sie also in einer Tabelle vortragen, welche für jedweden deutlich genug seyn wird; die Ziffern bedeuten die Anzahl der Stifte, welche, je höher die Zahl steiget mit immer desto mehr weis vermischet werden müssen, so, daß der lezte Stift 5 so viel weis enthalte, daß man nur noch einen entfernten Geschmak von der Farbe daran verspühre.

Assortiment:

	Weis.
Kölnisches Braun — —	1. 2. 3. 4. 5.
Umbra — — —	1. 2. 3. 4. 5.
Dunkler Ocker — —	1. 2. 3. 4. 5.

Heller

	Weis.
Heller Ocker — —	1. 2. 3. 4. 5.
Neapolitanisches Gelb —	1. 2. 3.
Neapolitanisches Gelb und Zinnaber	1. 2. 3. 4. 5.
Heller Ocker und Zinnaber —	1. 2. 3. 4. 5.
Mennige — — —	1. 2. 3. 4. 5.
Sulphur Antimonii auratum tertiae praecipitationis — —	1. 2. 3. 4. 5.
Zinnaber — — —	1. 2. 3. 4. 5.
Gebrannter heller Ocker —	1. 2. 3. 4. 5.
Englisches Roth — —	1. 2. 3. 4. 5.
Zinnaber und echter rother Lak	1. 2. 3. 4. 5.
Karmin (rother) — —	1. 2. 3. 4. 5.

Anm. Da der rothe Karmin eben eine wohlfeile Farbe nicht ist und man aber den Pastellstift nicht bis auf das lezte Bischen verarbeiten kann, wenn man sich nicht eines Vortheils bedienet: so kann man, wenn zwei Drittheile von der Hülse damit eingegossen sind, die Hülse mit echtem rothen Lak gar füllen, ohne besorgen zu müssen, daß sich beide Farben vermischen, oder der Karmin durch den Lak verunreiniget würde. Eben dieses gilt auch vom Ultramarin, welchen

chen man aber nicht mit Schmalte oder einer andern schweren Farbe, sondern lieber mit weiser Kreide angüssen muß.

Heller rother Lak	.	—	1. 2. 3. 4. 5.
Dunkler rother Lak		—	1. 2. 3. 4. 5.
Umbra und Lak	—	—	1. 2. 3. 4. 5.
Blau und Lak	—	—	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz und Lak		—	1. 2. 3. 4. 5.
Helles Schüttgelb		—	1. 2. 3. 4. 5.
Dunkles Schüttgelb und Helles zusammengemischt	—	—	1. 2. 3. 4. 5.
Dunkles Schüttgelb		—	1. 2. 3. 4. 5.
Ultramarin	—	—	1.
Bergblau —	—	—	1. 2.
Bergblau und Berlinerblau			1. 2. 3. 4. 5.
Berlinerblau	—	—	1. 2. 3. 4. 5.

Anm. Das Berlinerblau ist ein in Pastell sehr spröder Körper und man muß ihn, wie ich oben schon angemerkt habe, in Pastell behandeln wie die Lakfarben. Sollte man welches bekommen, dessen Farbe nicht hoch genug wäre: so reibe man es erstlich auf einer Glastafel mit einem gleichfalls gläsernen

nen Läufer zu einem zarten Pulver, tröpfle so viel Vitriolöl darauf, als nöthig ist, um es damit abreiben zu können. Wenn sich alles in einen blauen Saft verwandelt hat, welches in kurzer Zeit geschiehet: so streiche man es mit einem Stükchen reinen Glases in ein ebenfalls reines Zuckerglas, güsse unter beständigem Umrühren mit einem Glaslöffel das Zuckerglas voll reines Wasser und lasse es so lange stehen, bis sich die Farbe zu Boden begeben hat. Man güsse das Wasser ab bis auf den Bodensatz, welchen man noch fünf bis sechsmal absüssen und endlich in ein Filtrum von Löschpapier nehmen muß. Wenn die Farbe so viel Feuchtigkeit verlohren hat, daß sie just noch flüssig genug zum Güssen ist, so füllet man seine Hülsen damit. Beim Eingüssen beobachtet man, was bei andern Farben auch beobachtet werden muß. Das Berlinerblau, welches auf diese Weise behandelt wird, hat aus dem Filtrum heraus schon alle Eigenschaften, welche man von einer guten Pastellfarbe fodert; sie wird nehmlich, nachdem der Stift trocken ist, subtil, geschmeidig,

dig, zusammenhängend und just von der erfoderlichen Vestigkeit, ohne weiter etwas darunter gemischet zu haben, und auser diesem, eine auserordentlich lebhafte schöne blaue Farbe.

Berlinerblau und schwarz	—	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz	— —	1. 2. 3. 4. 5.

Anm. Man wird wenigstens dreierlei ganz schwarze Stifte machen. Den ersten von schwarzem Lak; Dieser muß wie die andern Lacke behandelt, nehmlich vorher ganz trocken zu einem äuserst feinen Pulver gerieben, und dann erst mit der Spate und so viel nöthig ist, schwacher Tragakantauflösung vermischet werden. Eben dieses gilt auch vom Elfenbein- und gemeinen Beinschwarz.

Schwarzer Lak	— —	1. 2. 3. 4. 5.
Gebrannt Elfenbein	—	1. 2. 3. 4. 5.
Gebrannt Weinrebenschwarz		1. 2. 3. 4. 5.

Anm. So bald man weises unter die schwarzen spröden Farben, wozu auch die Lacke ꝛc. gehören, mischet, dürfen sie, indem das Weise schon dabei ist, naß abgerieben werden.

Schwarz und hell Schüttgelb	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz und heller Ocker	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz, heller Ocker und braunroth	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz und braunroth —	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz und dunkler Ocker	1. 2. 3. 4. 5.
Schwarz und Umbra —	1. 2. 3. 4. 5.
Grün mit vielem gelb —	1. 2. 3. 4. 5.
Grün mit wenigem gelb —	1. 2. 3. 4. 5.
Grün mit ungebrannter Terra de Siena — — —	1. 2. 3. 4. 5.
Grün mit schwarz — —	1. 2. 3. 4. 5.
Englisches Roth oder Braunroth mit hellem Ocker — —	1. 2. 3. 4. 5.
Englisches roth mit Zinnaber und echt rothen Lak — —	1. 2. 3. 4. 5.
Kölnisches Braun und Berlinerblau	1. 2. 3. 4. 5.
Umbra und Berlinerblau —	1. 2. 3. 4. 5.
Dunkler Ocker und Berlinerblau	1. 2. 3. 4. 5.
Heller Ocker und Berlinerblau	1. 2. 3. 4. 5.

Dritten Hauptstückes von der förmlichen Zubereitung der Farbenkörper,

Zweite Abtheilung.

Von den Tuschen und Wasserfarben.

§. 109.

Indem wir die Zubereitung der Pastellfarben vorausgeschikt haben: so finden wir unsern Weg zu den Tuschen schon gebahnt, indem diese mit jenen in vielen Stücken übereinkommen und nur in zweien, welche gar keiner Schwierigkeit unterworfen sind, von jenen sich unterscheiden: nehmlich einmal, daß die Tusche vester als jene gemacht werden müssen, wozu die Saftfarben, welche man hier mit vielem Nutzen anwendet, vieles beitragen; und dann, daß die Tusche eine andere Gestalt bekommen, auf welche jedoch bei denen Lesern, für welche ich schreibe, gar nichts ankommet, da es diesen einerlei ist, wenn ihre Tusche sonst gut sind, ob sie eine runde oder

eckichte oder ganz irreguläre Gestalt haben, indem die zierliche Gestalt dem Mahler und Zeichner nichts hilft, sondern nur von solchen Leuten beibehalten werden muß, welche Handel damit treiben, um sehr oft ihre elende Waare wenigstens durch den äusern Schein zu empfehlen und derselben los zu werden.

Es sind aber die Tusche mit allem Fleis zugerichtete Farbenkörper, die sich in reinem Wasser auflösen und auch nur in diesem Zustand gut gebrauchen lassen.

§. 110.

Alle Farbenkörper deren man sich zu Oel- und Pastellfarben bedienen kann, sind auch geschikt das Wesen der Tusche anzunehmen. Nicht minder werden auch hiezu die Saftfarben und diese zwar vorzüglich angewendet.

Indem man sich aber der Tusche nur auf Papier, Leinwand, Seide u. d. g. bedienet, man auch, um sie anzuwenden, allezeit einen weisen Grund voraussetzet: so ergiebet sich der

Vortheil

Vortheil von selbst, daß man solche nicht nöthig hat mit weiser Farbe zu vermischen, um manche heller, manche aber bleicher zu machen; ja es würde z. B. in einer lavirten Zeichnung eine Sudelei seyn und das Aug des Kenners beleidigen, wenn man da hinein mit weiser Körperfarbe arbeiten wollte. Da wir also keine weise Körperfarbe zur Tusche nöthig haben: so bedürfen wir auch nicht so vieler Tuschpasten, als man Stifte in Pastell nöthig hat: sondern man reichet vollkommen zu jeder Tuscharbeit mit den Hauptfarben und ganzen Tinten, die durch Mischung nicht hervorgebracht werden können, aus.

§. 111.

Selbst machen sich manche Farbenkörper in der Tusche sehr gut, die in Oel schlechterdings nicht taugen und in Pastell nicht zu gebrauchen sind z. B. Grünspan, Kienrus ꝛc. Weil man aber zur Tusche alle Saftfarben sehr wohl gebrauchen kann, ja weil sie hiezu unentbehrlich sind: so kann man sehr wohl der Lakfarben überhoben seyn und man würde blos den Vorwitzigen machen, wenn man die Lakfarben in die Klasse der Tusche ziehen wollte.

§. 112.

Nachdem wir also mit den Farbenkörpern bekannt sind, welche zu Tuschen zu gebrauchen sind: so ist nur noch das Bindmittel zu wissen nöthig, dessen man sich dazu bedienet. Weil wir aber zweierlei Farbenkörper zu Tuschen anwenden, die sehr von einander unterschieden sind: so kann natürlicher Weise nicht ein und dasselbige bei allen Massen anschlagen.

Zu allen Saftfarben dienet der blose Tragakantschleim; und zwar wird die schon in Bereitschaft vorhandene Saftfarbe damit auf dem Reibestein vermischet: man lässet solche sodann in sehr mäsiger Wärme, am besten in gläsernen Schälchen, bis zur vollkommenen Trockenheit abdunsten. Wer Tusche von sehr großer Kraft verlanget, der darf dazu nicht mehr Tragakantschleim nehmen, als erfoderlich ist, um die Pasta vest zu machen und ihr das Klebriche zu benehmen.

§. 113.

Zu fetten Erdfarben z. B. hellen Ocker rc. wird die Helfte Tragakantschleim und die Helfte

Malz-

Malzextrakt; zu spröden Farbenkörpern hingegen, z. B. Berlinerblau, rohem Indig, Terra de Siena sowol roh als gebrannt ꝛc. pur starker Malzextrakt erfodert. — Die Grünspankrystallen, oder der sogenannte destillirte Grünspan, muß, ehe man ihn mit Malzextrakt vermischet, mit etwas Cremor tartari und Wasser auf einer Glastafel mit einem gleichfalls gläsernen Laufer sehr fein abgerieben werden. Der Flammenrus hingegen mit ordinärem Brandwein.

§. 114.

Da die schwarze Tusche eine der nothwendigsten unter allen ist, wir aber bisher in Teutschland, England, Frankreich ꝛc. noch keine entdecket haben, welche der Chinesischen auch nur von ferne an die Seite gesezt zu werden verdiente, darüber hingegen schon manches geschrieben, gesprochen und gerathen worden ist: so werde ich den vielerlei Meinungen auch die meinige beifügen. Auser Zweifel scheint es wol zu seyn, daß der Farbestoff zur Chinesischen Tusche in einem Rus sitze.

Eine einzige Probe, wenn sie auch nur im ganz kleinen angestellt wird, kann zureichen hier zu entscheiden.

§. 115.

Höchst wahrscheinlich ist es überdieß, daß die Chineser diesen Stoff zu ihrer Tusche oder Tinte nicht aus fremden, wenigstens nicht aus sehr entlegenen Ländern holen, sondern, da sie ihrer Tusche selbst sehr viele verbrauchen, sie auch so klug seyn werden, sich das rohe Material dazu, entweder aus ihrem eigenen, oder einem benachbarten Lande zu verschaffen; ohngefehr so, wie die Nürnberger zu ihrer schwarzen Tusche sich ihres Kienruses bedienen, der freilich das nicht, was die Chinesische ist, zumal zu solchen Arbeiten die lavirt werden sollen: hingegen, in Verbindung mit der Chinesischen, besser, als diese allein zu solchen Dingen ist, welche ganz mit schwarzer Tusche vollendet werden sollen und dieses deswegen, weil die Nürnberger allerdings schwärzer ist, als die Chinesische, warum? ihre grobe Irdischkeit vermag nicht in das Papier einzudringen, sondern bleibt alle auf der Oberfläche desselben sitzen: dahingegen die Chinesische ihrer

Durch-

Durchdringlichkeit wegen sich in das Papier hineinziehet und das Dunkelste davon nicht eher auf der Oberfläche des Papiers sich zeiget und stehen bleibet, als bis das Papier schon so damit gesättiget ist, daß nichts mehr davon eindringen kann. Auch unterscheiden sich beide gar sehr durch den Geruch: die aus Kienrus wird immer dieser widrige Geruch auf der Stelle verrathen, wenn man sie etwas befeuchtet und auf dem Nagel des Daumens reibet, gleichwie die Chinesische bei gleichmäsiger Befeuchtung ihren Ambrageruch ausstrahlet welcher jedoch an einer Tafel stärker, als an der anderen befunden wird: daher auch die Verschiedenheit des Preises. Die geringen Chinesischen Tusche geben schon auser sehr wenigem Ambrageruch durch den Nebengeruch einen Zusatz ganz ordinären Ruses, selbst ohne weitere Untersuchung, zu erkennen: allein, demohngeachtet hat auch diese geringe Sorte immer noch weit mehr Subtilität, als alle die Tusche anderer Nazionen.

Ich ergreife meinen ersten Faden und stelle die Frage auf: wovon ist der Rus der Chinesischen Tusche? Mancher wird mich hier ansehen und antworten: Rus ist Rus. Ich aber werde

 mit

mit der Gegenantwort fertig seyn: der Rus von der Kaskarillrinde ist nicht Kienrus, und jedermann der den geringen Aufwand nicht scheuet, den Rus von dieser Rinde, auch in nur geringer Menge, aufzufangen, und ihm mit etwas Tragakantschleim eine Bindung zu geben, der wird finden, daß Geruch und Wirkung auf dem Papier, dieselben sind, wie von der Chinesischen Tusche.

Ich bin inzwischen weit entfernt, zu behaupten, daß sich die Chineser mit dem Rus von dieser Rinde allein begnügten: es kann seyn, daß sie, indem sie diese verbrennen, derselben noch andere Harze und Balsame zusetzen, nicht sowol um die Farbe zu verbessern, als ihren Geruch zu erhöhen.

Da meines Wissens in Europa kein Versuch mit dieser Rinde auf schwarze Tusche angestellt worden ist, und ich wenigstens der erste bin, der darauf aufmerksam machet, so kann ich zu gleicher Zeit den Wunsch nicht bergen, daß mehrere Künstler sich eine Angelegenheit daraus machen mögten, die Bearbeitung des Stoffs eines so un-

entbehrlichen Materials, als die feine schwarze Tusche ist, besser in die Höhe zu bringen, welches vielen durch die Nähe des Hofes, der ihnen Gehalt reichet, weit mehr erleichtert wird, als jenen, die sich nie in dem Fall befanden, einem Hof etwas zu verdanken, sondern der Kunst Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens sakrifiziren, welche dem Geiste zwar mit vieler Wollust lohnet, wobei diese reizende Göttin aber dennoch bisweilen vergißt, daß die Wohnung jenes Geistes auch in häulichem Wesen erhalten werden muß.

§. 116.

Wenn man die Tusche gut zubereiten kann: so hat man keiner großen Abänderung nöthig, um auch die Wasser- oder Muschelfarben gehörig traktiren zu können. Der einzige Unterschied, welcher sich dabei hervorthut, besteht in dem Bindmittel und zwar deswegen, weil man in Wasserfarben der Körperfarben nicht überhoben seyn kann, unter welchen die Weisen aus Blei, es sey gleich Kremser- Schiefer- oder ordinäres Bleiweis, die widerspenstigsten sind. Es gehören hieher auch die im heisen Weg kalzinirten aus Blei, z. B. Massikot, Mennige rc.

§. 117.

Alle Muschelfarben überhaupt bedürfen eines stärkern Zusatzes vom Malzextrakt als die Tusche und jene aus Blei noch etwas Ochsengalle, welche man aber der Weitläufigkeit wegen nicht beim Schlachter nehmen soll, indem diese sehr oft schon stinkend und verdorben befunden wird, sondern da man nie viel nöthig hat, so kann man sie in der Apotheke kaufen.

Weil sie offizinell und in allen Apotheken zu haben ist, so fährt man auch deswegen damit besser, weil diese auf das beste gereiniget und bis zur Konsistenz eines Extrakts aufgetroknet ist.

Alle Wasserfarben, welche manchesmal unter dem Pinsel stecken, können mit nichts geschmeidiger und leichtflüssiger gemacht werden, als eben mit der Ochsengalle. Man drücket sie an den Boden eines Glas- oder Porzellänschälchens, verwahret sie wider den Staub, und wenn man etwas davon nöthig hat, so lässet man einige Tropfen Wassers darauf fallen und befördert die Auflösung durch einen reinen Haar- oder Fischpinsel; was sich aufgelöst hat, das güsset man ab in eine Muschel, um Gebrauch davon zu machen.

§. 118.

Alle Lakfarben, die man in der Wassermahlerei sehr wohl gebrauchen kann, auch Indig, Berlinerblau ꝛc. werden mit dem Malzextrakt behandelt. Die Saftfarben bedürfen keiner weiteren Zurichtung, sondern man lässet sie so wie sie als Saftfarben schon bereitet sind: alle übrige Farbenkörper hingegen erhalten ihre Temperatur durch Tragakantauflösung mit Malzextrakt verbunden.

Man wird sich überhaupt verwundern, was der Malzextrakt für Dienste in der Wassermahlerei leistet. Ich bin der Erste der ihn bekannt machet und vielleicht der erste, welcher ihn gebraucht hat. Das sogenannte arabische; das Senegall; das gereinigte Ammoniakgummi ꝛc. theils mit, theils ohne Zucker, Honig, Manna ꝛc. reichen alle nicht an die Wirkung dieses vortreflichen in ganz Teutschland, ja in dem grösesten Theil von Europa einheimischen Produkts und wahrscheinlicher Weise würde in unserem Vaterland noch etwas entdecket, welches uns auch den Tragakant entbehrlich machte, wenn, wie ich im §. 115. schon geäusert habe, manche Künstler bisweilen eine Nebenstunde und einige Groschen auf dergleichen Versuche verwendeten.

Viertes Hauptstück.

Von Oelen, Oelvernissen und dem Mahlerwachs.

§. 119.

Man bedient sich zur Oelmahlerei zweierlei Gattungen von Oelen: erstlich ausgepreßter und sodann flüchtiger oder abgezogener. Von erstern sind üblich das Leinöl, das Mohnöl und das Nußöl. Andere gepreßte Oele sind bei der Oelmahlerei nicht eingeführet, vielleicht könnte man mehrere gebrauchen, wenn man andere Saamenarten untersuchte. Dieses unterbleibet aber deswegen, weil man diese drei Arten immer haben kann und weil ihnen die Erfahrung das Siegel der Tauglichkeit aufgedrükt hat. Mehrere gepreßte Oele die bekannt und auch zu haben sind, kann man wol von Klarheit und Weise haben: allein es fehlet ihnen eine Haupteigenschaft, auf welche der Mahler Rükſicht nehmen muß, diese nehmlich, daß sie troknen. So z. B. ist

ist das Mandelöl ziemlich weis; das sogenannte Provenceröl ziemlich weis, das Rübsenöl wenigstens so schön als das Leinöl: aber alle diese haben den Fehler, daß sie nicht troknen, und deswegen muß sich der Mahler ihrer enthalten.

§. 120.

Was die flüchtigen Oele anbelanget: davon ist das Terpentin- oder Kienöl und das weise Steinöl am meisten im Gebrauch, wenigstens dem Mahler thun sie eben die Dienste, als das weit theurere Spiköl.

§. 121.

Unter den gepreßten Oelen würde das Leinöl den Vorzug verdienen, wenn es nicht gelb und dadurch den hellen Farben nachtheilig wäre. Indessen wird es zu geringen Anstrich-Arbeiten mit gutem Erfolg stark gebraucht, zumal wenn es vorher mit solchen Dingen gesotten ist, welche das Troknen befördern, wovon weiter unten mehreres.

§ 122.

Man hat schon vielerlei Versuche angestellt, dem Leinöl die gelbe Farbe, welche von der Erhitzung des Leinsaamens, ehe man ihn presset, herrühret, zu benehmen und es gelinget auch mit Säuren, es so weis als das Mohnöl zu machen: allein, selbst von diesem nunmehr weis gemachten Oel wird die Haut, indem es troknet, dennoch wieder gelb, welche Wirkung man von dem Mohn- und Nusöl nie zu befürchten hat, weswegen man auch am besten thut, bei Arbeiten die von Belang sind, sich des Leinöls gänzlich zu enthalten, ausgenommen, wo man es als Trockenöl gebrauchet, weil es nur bei dunkeln Farben angewendet wird, in welchen man den Fehler nicht bemerket, da hier nur die Spitze des Pinsels damit befeuchtet wird. Freilich, wenn man dieses Trockenöl unvorsichtig behandelt: so thut es selbst den dunkelsten Farben Schaden. Ich will, da es die Gelegenheit just giebt, eine Vorschrift dazu einrücken, an welcher ich oft zu bessern hatte, aber durch vieljährige Erfahrung diese als die beste befunden habe:

Trockenöl. Man wird in einem neuen verglasten Topf 2 Pfund Leinöl bei einem Feuer ohne Flamme d. i. bei Kohlen, kochen. Der Topf darf aber nicht auf Kohlen gesezt werden, sondern er wird mit Kohlen umgeben. Wenn das Oel kochet, wovon aber der Topf wenigstens zwei bis drei Finger breit leer bleiben und nicht bedekt werden soll: so streuet man, immer nur eine kleine Messerspitze voll auf einmal, unter immerwährendem Umrühren mit einem reinen eisernen oder blechenen Löffel, acht Loth zu Pulver geriebene Bleiglätte hinein. Es wird bei jeder Messerspitze voll aufbrausen und man muß mit Eintragung der folgenden Messerspitze voll verziehen, bis das Aufbrausen vorbei ist. Wenn man nun alle Glätte eingetragen hat: so werden auch zwei Loth ausgelesene reine Mastixkörner eingetragen. Diese lässet man aus einem Papier nach und nach hineinlaufen und rühret beständig um. Auf diese folget noch ein halbes Loth klarer venezianischer Terpentin. Wenn dieser auch mit dem Oele vereiniget ist: so lässet man alles noch eine gute Viertelstunde unter anhaltendem Umrühren sachte fortkochen. Endlich rücket man den Topf vom Feuer, und lässet nicht mehr als ein

Quint

Quint zu Pulver gemachten weisen Vitriol auf 4mal hineinrinnen. So bald man den Vitriol hineinbringet, darf nicht mehr umgerührt werden, sondern man erwartet blos immer das Ende des Geräusches, welches auf jede eingetragene Dosis erfolgt. Vor dem Dunst, der bei dieser Arbeit aufsteiget, muß man sich sehr hüten, denn er ist äuserst schädlich. Wenn man sie in einer Küche auf dem Heerd vornimmt: so muß diese einen guten Zug haben, und man muß das Feuer und den Topf unter die Oeffnung des Schornsteins richten, auch, um den Zug zu befördern, 1 ½ bis 2 Fus vom Topfe entfernt ein kleines Flammenfeuer mit trockenen Holzspänen unterhalten.

Den Topf mit dem gesottenen Vernis oder Trockenöl stellet man nun auserhalb eines Fensters bedekt auf ein Gesimse und machet erst nach verlaufenen 24 Stunden Gebrauch davon. Er troknet nicht nur sehr wohl, sondern erhält auch die Farben kräftig.

§. 123.

Das Mohn- und Nußöl sind für den Mahler von gleicher Güte; ersteres aber dem leztern des-

deswegen vorzuziehen, weil dieses nicht selten mit dem Oel von der Frucht der Buchen verfälschet wird, wodurch es zwar an der Weise nicht, an der guten Eigenschaft, wohl zu troknen aber, sehr viel verlieret. Da überdieß das Nußöl in vielen Gegenden von Teutschland nicht zu bekommen ist: so thut man am besten, wenn man sich an ersteres allein hält. Es troknet zwar von der Presse weg auch nicht schnell und ist so frisch ziemlich gelb, welchen beiden Unvollkommenheiten man aber dadurch begegnen kann, daß man beständig bei Vorrath bleibet und immer welches besitzet, das ein Jahr alt ist. Selbst durch das lange Stehen in Gläsern wird es weis. Kann man aber altes nicht erhalten: so füllet man eine Glasflasche halbvoll mit destillirtem Weinessig und die andere Helfte nicht ganz voll mit neuem Mohnöl. Man verstopfet die Flasche mit Gork und schüttelt Oel und Essig täglich zu verschiedenenmalen wohl um und stellet es allemal im Sommer der Sonne aus, im Winter aber in eine temperirte Wärme in der Nähe des Ofens. In Zeit von vier Wochen ist es brauchbar. Drei Tage ehe man es abgüssen will, darf es nicht mehr gerüttelt werden, damit es sich vollkommen abkläret. Zwischen dem Oel

und Essig zeigt sich ein schleimiger Satz, den man vorsichtig beim Abgüssen zurückelassen muß.

§. 124.

Zum Retuschiervernis soll man sich keines andern, als des im vorigen §. beschriebenen Mohnöls bedienen. Es kann derselbe aber auf zweierlei Weise gefertiget werden. Bei dem einen hat man folgendes Verfahren zu beobachten: Man nimmt auf 1 Pfund gereinigtes Mohnöl, welches mit der Vorsicht, die im §. 122. Trockenöl empfohlen worden ist, zum Kochen gebracht wird, vier Loth ausgelesenen Mastix und löset ihn, wie am angezeigten Ort beschrieben ist, im Mohnöl auf. Wenn er aufgelöst ist, so bringt man noch ½ Loth lautern venezianischen Terpentin dazu, welcher sich sehr bald auch aufgelöset hat. Das Umrühren mit einem Löffel von weisem Blech darf nicht vergessen werden. Nun streuet man unter den dort angezeigten Umständen auch 2 Loth Bleizucker nach und nach hinein, und lässet aber den Vernis nicht länger als eine Viertelstunde noch ganz gemach fort kochen. Der Topf wird nunmehr vom Feuer genommen, und zum Erkalten bei Seite gesezt. Man wird nun einen andern

neuen

neuen verglasten Topf, der wenigstens zwei Maas hält, nehmen, ihn mit reinem Wasser halb voll machen, und, um das Wasser siedend zu machen, beim Feuer stellen. Indem das Wasser scharf kochet: so wird der kalte Vernis nach und nach hineingegossen. Man rühret öfters mit einer Spate von weichem Holz um, und nachdem alles eine halbe Stunde wohl gekocht hat, so lässet man den Topf mit seinem Inhalt unbedekt erkalten. Man nimmt den obenauf schwimmenden Vernis mit einem reinen Blechlöffel vom Wasser ab, thut ihn in ein reines Glas mit einer weiten Oeffnung, und verwahrt ihn wider Staub zum Gebrauch. Man erhält immer so viel reines Wasser darauf, daß der Vernis, welcher sich an den Boden des Glases angesetzet hat, reichlich bedekt ist.

Wer diesen Vernis in Gestalt einer weisen Pomade haben will, der nimmt ihn, wenn er erkaltet ist, auf eine Marmorplatte, die in ihrer Mitte einige Vertiefung hat, güsset etwas frisches Wasser hinzu, und reibet ihn damit so lange, bis er die verlangte Weise und Dicke erhält. Auch dieser muß, wie der obige, in einem gläsernen Gefäs und mit darauf gegossenem Was-

ser verwahrt werden. Wenn das Wasser verschwindet, so muß allzeit wieder frisches aufgegossen werden, sonst wird er hautig und endlich ganz unbrauchbar.

Auf die andere Art kann der Retuschiervernis so behandelt werden, daß man auf 1 Pfund gereinigtes Mohnöl (§. 123.) 6 Loth Bleizucker nimmt, welches aber nicht mit einander gekocht wird; sondern man bringet den Bleizucker auf den Reibstein, welcher eine Vertiefung haben muß, und güsset so viel Mohnöl darauf, als man zum Abreiben auf die Palette nöthig haben würde, wenn der Bleizucker Farbe seyn würde. Man reibet den Bleizucker mit diesem Oele eben so fein, wie eine Farbe. Man güsse noch etwas Oel hinzu und fahre mit dem Reiben fort. Man vermengt das Oel auf dem Reibestein abermals, und suche durch das Reiben alles recht wohl mit einander zu vereinigen. Man bringt unter fortgeseztem Reiben nach und nach so viel Oel hinzu, daß die Mischung so dünn wird wie Syrup. Nun streiche man das Oel vom Stein mit dem Bleizucker herein in ein nicht kleines Zuckerglas, güsse den Rest des Oels gar hinzu und

rühre

rühre alles mit einer Horn- oder Beinspate wohl um. Man löse ferner in 6 Loth reinem Kienöl in einem Glas, welches keine allzuweite Oeffnung hat, gestossenen reinen Mastix nach und nach so viel auf, als sich darinnen in einer mäßigen Wärme und hinlänglicher Zeit, auflösen mag, am besten auf Sand und ja nicht bei Flammenfeuer, wo sich das Kienöl entzünden und Schaden anrichten könnte. Im Winter kann man diese Arbeit ohne Bedenken im Zimmer auf einem warmen Ofen, auch in einem Topf mit heisem Wasser vornehmen. In allen Fällen aber darf erstlich das Glas nicht ganz voll seyn, damit man durch Rütteln die Auflösung des Mastix befördern könne; sodann muß das Glas mit Gork verstopft werden. Auf 6 Loth Kienöl bringt man, nachdem sich Mastix genug aufgelöset hat und die Soluzion noch wohl warm, ja heis ist, auch eine starke Messerspitze voll klaren venezianischen Terpentin hinein, und lässet auch diesen vollkommen sich auflösen. Anjezt aber lasse man einen Topf mit reinem Wasser kochen, wie in der Mitte dieses §. gelehrt worden ist, güsse in den mit Mohnöl abgeriebenen Bleizucker die Mastixauflösung, rühre alles sehr wohl mit einer reinen Holzspate

um, und güsse anfänglich nur Eßlöffel vollweise unter beständigem Umrühren diese Oelmasse in das kochende Wasser, worein man sie nach und nach alle laufen lässet, und beim Feuer ja die Flamme verhütet. Man rühret immer um und lässet das Wasser mit dem Oel so lang kochen, bis man keinen Geruch vom Terpentinöl mehr empfindet. Nun ist es Zeit den Topf kühl aber unbedekt stehen zu lassen, bis er erkaltet ist. Man nimmt nunmehr den Vernis vom Wasser ab in ein besonderes Glas mit weiter Oeffnung und erhält, wie bei dem Vorigen, immer Wasser darauf. Dieser Retuschiervernis wird viel weiser als der erste, und wenn man nicht mit der Hitze eilet, so wird er beinah wie Wasser weis.

Anm. Wozu Bleizucker gebraucht wird, muß man sich vor dem Dunst sichern, wie ich schon öfters erinnert habe.

§. 125.

Das gebleichte weise und von Talg oder einer andern Fettigkeit, die kein Wachs ist, reine Wachs hat überhaupt, man gebrauche es beinah, wie man wolle, die

Eigenschaft

Eigenschaft, daß es den Farben eine große Lebhaftigkeit mittheilet, und daß sich diese Lebhaftigkeit selbst unter allen Umständen die in der Witterung ihren Grund haben, wohl erhält. Die Alten haben das wohl eingesehen, und ihre hinterlassenen Werke, vorzüglich im Herkulanum, bestätigen es. Daß sie aber das Wachs mit vielen Schwierigkeiten erst zubereitet und geheimnisvoll bearbeitet hätten, lässet sich nicht vermuthen; denn der Viktruv sagt ausdrüklich, aber mit wenigen Worten, worinnen jedoch das ganze Verfahren angezeigt ist: „Ceram punicam igni lique-„factam paulo oleo temperant atque seta indu-„cunt.“ (sie schmelzen das Punische Wachs über dem Feuer, mäsigen es mit etwas Oel, und tragen es mit dem Pinsel auf). Indem sie sich aber dieses Verfahrens nur auf Mauerwerk bedienten: so lässet sich leicht erklären, daß dieses Wachs zu einer Schaale austroknen konnte, welches bei uns auf Kalkwänden eben sowol angehet, ohne daß man sich dabei troknender Mittel bedienet, welche sich mit dem Kalk nicht vertragen, wohl aber durch denselben und die Luft ersezt werden.

§. 126.

In unseren Zeiten mahlet man auf Leinwand in Oelfarben. Hier ist die Materie des Grundes und der Farbenzubereitung etwas anderes: man muß aber deswegen nicht glauben, daß die Alten aus Unwissenheit diese Mahlerei nicht getrieben haben; ich halte vielmehr dafür, daß sie die Wachsmahlerei, der Dauerhaftigkeit wegen, der Oelmahlerei vorzogen, weil man in allen ihren Werken die Neigung zur Solidität hervorblicken siehet. Indem sie Oel unter das Wachs geschmolzen haben, kannten sie die Eigenschaften des Oels gewiß schon genau genug, und hatten mit dem Oel ohne Wachs schon Versuche angestellt, die ihnen aber nicht behagten: sie griffen die Sache mit Oel und Wachs zugleich an, und es gelang ihnen auf Kalk, weil ihnen eine Mauer dauerhafter schien als die Leinwand, welche der Verwesung unterworfen ist. Man findet überhaupt, daß je näher die Mahlerei unserm Zeitalter kommet, desto vergänglicher wird sie. Alles soll jezt mit Oel und solchen Resinen erzwungen werden, die so wenig an Dauerhaftigkeit als Schönheit mit dem Wachs in Vergleichung zu setzen sind. Man versuche eine Kopie nach Corregio ohne

Wachs, und sie wird — nicht gelingen. Durch bloses Oel, wenn man solches auch mit Mastix verbindet, wird alles zu mager, und hat, welches das Schlimmste ist, eine geringe Dauer. Rubens, van Dyck und mehrere Niederländer, die sich des reichlichen Farbenauftrags bedienten, z. B. Rembrand, Ruysdael, Berghem u. a. m. konnten ohne Wachs nicht thun, was sie thaten. Graf Caylus in Paris nebst Majault, einem Doktor der Arzneigelahrheit, eben daselbst, haben sich bemühet die alte Wachsmahlerei zu restauriren. Man muß die Schriften des Grafen Caylus lesen, um den Weg beurtheilen zu können, welchen sie, Caylus und Majault, genommen haben. Sie folgten dem Plinius. — Kahlan in Berlin hat gleichfalls Versuche von gutem Erfolg gemacht und noch täglich arbeitet mancher im geheimen daran, es darinnen weiter zu bringen.

§. 127.

Abgezogener Oele, z. B. des reinen Kien- oder Terpentinöls und des weisen Steinöls bedienet man sich, theils die mit gepreßten Oelen abgeriebene Farben zu verdünnen, theils Glanz und Bilderverniße damit

zuzurichten. Das erstere bedarf keiner Erläuterung; vom leztern hat man den sogenannten holländischen Bildervernis, welcher nicht zu verwerfen ist, sowol alten Gemählden, nachdem sie gereinigt und reparirt sind, wieder Kraft zu geben, als auch neue damit zu überziehen, um Staub und andere Unreinigkeiten von der Mahlerei unmittelbar abzuhalten. Er ist deswegen brauchbar, weil ihm die Nässe nicht schadet, und auch weil man ihn jederzeit mit reinem Terpentinöl wieder wegnehmen kann. Er besteht aber in weiter nichts als in der Mastixauflösung mit etwas wenigem venezianischen Terpentin verbunden, welche man in der Mitte des §. 124. beschrieben findet.

§. 128.

Der Bernsteinvernis ist zwar ein bei Mahlern nicht gewöhnlicher Vernis, und, vollendete Gemählde auf Leinwand zu überziehen, ist deswegen nicht rathsam, weil er etwas ins gelbe sticht, wenn man ihn auch mit der äusersten Sorgfalt zubereitet; und dann auch, weil er von keinem Gemählde wieder abgenommen werden kann, ohne dasselbe zu beschädigen. Indem aber

bisweilen

bisweilen vom Mahler gefodert wird, daß er auch auf Holz mahlen soll, und zwar bisweilen Dinge, die sehr strapazirt und allerlei Witterung blosgestellt werden; so mögte doch nicht überflüssig seyn, ein Paar Worte darüber zu sprechen.

Wenn vom grösesten Mahler gefodert wird, z. B. an einem Staatswagen Szenen historischen Inhalts zu mahlen, und man bezahlt ihn gut: würde er wohl Anstand finden, eine solche Arbeit zu übernehmen? ich denke nein. Aber wird er sich mit einer solchen Arbeit wohl blamiren können? allerdings. Er soll der scharfsinnigste Erfinder, der korrekteste Zeichner und der beste Kolorist seyn, wenn er an einem Wagen sich des Farbentraktaments bedient, wie bei einem Gemählde auf Leinwand, welches in Zimmern und Gallerien gut gehalten und in Obacht genommen wird: so wird sein schönes Gemählde in kurzer Zeit mangelbar geworden und bald darauf gar verschwunden seyn. Hingegen wird er seine Farben mit Bernsteinvernis auftragen: so können sie aller Zeit und jeder Witterung trotzen. Um damit etwas Gutes zu mahlen, tauget nun aber freilich der Bernsteinvernis nicht, wie man ihn in gemeinen Dosenfa-

bricken

bricken verarbeitet. Der Bernstein für den Mahler, von welchem ich spreche, darf erstlich nicht jählings, und zweitens nicht in eisernen Gevåsen aufgelöst werden. Durch die jählinge Auflösung muß er zu stark erhizt werden, wodurch er einmal dunkelbraun, folglich nachtheilig für die hellen Farben wird; dadurch, daß man in eisernen Gevåsen die Auflösung vornimmt, wird er zum zweitenmal schwarz, weil durch die Erfahrung bestätiget ist, daß durch die Säure, welche der Bernstein enthält, das Eisen in ziemlicher Menge aufgelöst wird. Durch den Zusatz von Balsamen aber verliert er seine Härte, folglich taugt auch diese Manier hieher nicht. Man wird sich also meiner ersten Regel erinnern, ganz simpel zu Werke gehen und das Vergnügen haben, eine vortrefliche Bernsteinauflösung zu erhalten. Das Verfahren ist folgendes: man nehme Bernstein in Stücken so gros man sie bekommen kann, welche durchsichtig wie Glas, und, wenn man solche haben kann, von bleichgelber Farbe sind. Man zerstosse sie gröblich, ohngefehr wie die kleinen Erbsen, bringe diese in ein starkes Glas, welches einen ziemlich langen und engen Hals hat. Auf ein Viertelpfund Bernstein güsse man ein halbes

Pfund

Pfund klares echtes Leinöl, verstopfe das Glas wohl, und setze es acht Tage ins Sandbad, daß es gemach koche. Nachts mag es immer wieder kühl werden. Es ist unnütz, das Glas zu schütteln. In dieser Zeit, auch wohl eher, hat sich der Bernstein in schöner goldgelber Farbe aufgelöst. Von dieser Auflösung, die sehr stark ist, nimmt man auf 4 Loth, 16 Loth abgezogenes Terpentinöl. Man wird aber sowol die Bernsteinauflösung, als das Terpentinöl vorher wohl erwärmen, sodann untereinander güssen und stark rütteln. Jezt wird diese Auflösung die Farbe des Weins haben, sich mit allen Farben, die zur Oelmahlerei taugen, wohl vertragen, bald troknen und wenn sie ausgetroknet sind, von vortreflicher Härte und Unauflöslichkeit befunden werden. Die dabei nöthige Gedult wird allerdings herrlich belohnet. Ich merke nur noch dieses an, daß man den Bernstein nicht in einer geringern Quantität auflöse, als ich zu Anfang dieses §. angegeben habe: den in je minderer Menge, desto schwerer löset er sich auf.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Von den Feuer, oder Schmelzfarben.

§. 129.

Unter Feuer- oder Schmelzfarben verstehet man nur solche, welche ohne Nachtheil ihres Stoffes dem stärksten Feuer ausgesezt werden können und müssen, um die erwartete Wirkung als Farbe hervorzubringen. Hieraus folget 1.) daß man hiezu keine andere, als mineralische Körper gebrauchen könne; und 2.) daß sie nur auf Dinge anzuwenden sind, die wenigstens einen gewißen Grad von Feuerbeständigkeit besitzen.

§. 130.

Da aber nicht alle hiezu brauchbare mineralische Körper von einerlei Qualität anzutreffen sind, indem nehmlich manche leicht, manche streng — andere ohne Zusatz ganz unschmelzbar gefunden werden: so war nöthig auf gewisse Mittel zu sinnen, ihnen eine gleiche Flüßbarkeit zu ertheilen, und

und diese Mittel findet man in dem bei diesen Arbeiten so genannten Fluß wodurch sie alle glasartig schmelzen.

§. 131.

Man bedienet sich aber dreierlei Arten von Fluß, weil die Arbeiten nicht einerlei verlangt werden. Manche erfodern den äusersten Grad von Hitze, welchen man durch Holz und Kohlen erreichen kann; manche müssen in einer mittelmäßigen Hitze behandelt werden, und die letztern erheischen den geringsten Grad derselben.

§. 132.

Ich werde den mittlern angeben, welcher zwar immer auch das Schmelzfeuer, doch aber nicht den grimmigsten Grad erfodert. Man wird sich aber damit in allen Fällen leicht helfen können, wenn man alles gehörig beobachtet, was ich davon spreche.

Fluß unter die Feuerfarben. Man nimmt 3 Theile feine Mennige, 1 Theil weisen Kiesel oder dergleichen Sand. Man wird die Kieselsteine oder den Sand zu einem feinen Mehl in einem

einem gegossenen eisernen Mörsel stossen. Man wird die Mennige und dieses Kieselmehl wohl untereinander mischen, (daß dieses trocken geschehen müsse, versteht sich von selbst) und bringet dieses Gemische in einen Schmelztiegel, welchen man samt der darinnen befindlichen Materie nach und nach durchein erwärmet. Hierauf setzet man denselben bedekt in ein großes Kohlfeuer, worinnen auch der Tiegel oben mit Kohlen überschüttet werden muß. Man bläset stark zu und wo die Kohlen lückicht werden, immer frische aufgelegt. Je nachdem der Materie viel oder wenig ist, braucht man auch länger oder kürzer zu feuern. Wenn man glaubt, daß alles flüssen mögte: so nimmt man die Kohlen mit der Zange vom Deckel des Tiegels weg, und reiniget ihn durch einige Windstöße aus dem Blasbalg. Hierauf nimmt man den Deckel mit der Zange ab. Flüsset noch nicht alles wie Wasser: so muß mit dem Feuern fortgefahren werden. Wenn aber alles überein flüsset: so hebt man den Tiegel mit der Zange aus dem Feuer und güsset die Materie auf einen etwas erwärmten reinen Stein aus.

Soll

Soll dieser Fluß schneller flüssen: so werden anstatt 3 Theile Mennige 4 $\frac{1}{2}$ Theile genommen. Hingegen soll er schwerer flüssen: so nimmt man anstatt 1 Theil Kieselmehl 1 $\frac{1}{2}$ Theil.

§. 133.

Die vorzüglichste unter den Schmelzfarben ist die Purpurfarbe. Man löse in Königswasser Dukatengold in kleinen Stükchen oder auch gefeilt, so viel auf, als sich auflösen will. Wenn sich auch in der Wärme nichts mehr auflöset: so wird die Soluzion in ein anderes Glas behutsam abgegossen, und so viel dieser Soluzion ist, so viel reines Wasser dazu. Man legt nunmehr 1 Stück englisches reines Zinn hinein: so schlägt sich der Goldkalk nieder. Wenn sich nichts mehr niederschlägt: so schwenkt man das Glas um und güsset alles bis auf das Zinn heraus in ein anderes Glas, süsset es einigemale ab, und den Bodensatz bringet man naß heraus auf die Glastafel und eben so viel Fluß dazu, reibt alles sehr fein miteinander ab, und lässet es an einem staubfreien Ort troknen. Den Goldkalk darf man ja nicht trocken werden lassen, ehe der Fluß darunter gerieben ist.

Wenn man diesen Purpur mit dem Pinsel z. B. auf Porzellän verarbeiten will: so muß er, da er vorher getroknet, mit Spiköl abgerieben werden.

Anm. Keine von allen Schmelzfarben darf auf Marmor, sondern alle müssen sie auf einer Glastafel mit einem gläsernen Laufer gerieben werden.

§. 134.

Koboltblau. Man nehme Farbenkobolt und glühe solchen 2 Stunden lang, wo sich keine Menschen aufhalten, bis der Arsenik abgeröstet ist. Also glühend lösche man ihn in starkem Weinessig ab, zerstosse ihn und reibe ihn mit dem Fluß. (*)

Wis-

(*) Will man ihn sehr dunkel haben: so muß man ihn, ehe der Fluß dazu kommt, in ein neues verglastes Töpfchen nehmen, solches mit Weinessig füllen, und bis auf die Trokne einkochen lassen. Soll er hingegen heller werden: so bedient man sich anstatt Essigs des Wassers, und verfährt damit wie vorhin. Das nehmliche kann auch mit der feinen Schmalte vorgenommen werden.

Wismuthblau. Wismuth und troknen Salpeter des einen so viel als des andern, jedwedes besonders gestossen, sodann unter einander gemischt, und in einen Schmelztiegel gefüllt, übrigens aber verfahren, wie oben §. 40. gelehret worden, hierauf den Fluß darunter gerieben.

§. 135.

Roth und braun aus ungarischem Vitriol. Man nehme ungarischen Vitriol, stosse ihn in einem Mörsel zu Pulver. Man bringe ihn in ein neues doppelt glasürtes Töpfchen, güsse Scheidwasser darüber, daß es wenigstens einen queren Finger breit darüber reiche, doch daß das Gevás wenigstens drei bis vier Finger breit leer bleibe. Man rühre es mit einem reinen Spänchen wohl um, und stelle es an die Luft, damit man den aufsteigenden schädlichen Dunst nicht einziehe. Das Rühren wird fortgesezt bis das Brausen nachlässet. Nun bedecke man es, und bringe anfänglich das Feuer nicht zu nah an, welches man aber nach und nach immer näher rücket und so weit verstärket, bis das Gevás völlig glühet. Nun sehe man dazu; wenn sich rothe und braune Parthien zeigen, so nimmt man dasselbe aus dem

Feuer, und sticht die Materie heraus auf einen reinen Stein. Wenn alles erkaltet ist, so wird man das Braune und Rothe aus einander lesen, und jedwedes besonders verwahren. Wenn allenfalls noch Weises darunter befindlich ist: so muß dieses noch einmal kalzinirt werden. Wenn man Gebrauch davon machen will: so nimmt man etwas davon in ein flaches Schälchen, güsset Weinessig darüber und låsset denselben auf Kohlen bis zur Trokne abdunsten, und reibet sodann den Fluß darunter.

§. 136.

Roth. Man wird Eisenfeilspåne, die sehr rein und rostfrei seyn müssen, oder am besten zerstossene Nähnadeln in einen Kolben nehmen und Scheidewasser darüber güssen, den Kolben verstopfen, und so lang stehen lassen, bis man sieht, daß das Scheidwasser keine sonderliche Auflösekraft mehr zeiget. Man güsset dieses ab, und frisches auf, bis alles Eisen aufgelößt ist. Man wird etwas von dieser Soluzion, die allemal vorher wohl umgerüttelt werden muß, in ein steinern Schälchen güssen, und auf Kohlen abdampfen lassen: wenn es trocken ist, so güsset man mehr nach,

nach, bis man zur Genüge hat: man wird nunmehr stärker Feuer geben, bis alles glühet. Auch hier hat man zweierlei Farbe: der eine Theil ist schön roth, der andere braun. Man nehme welchen man brauchet, güsse Essig darauf, und lasse ihn abdunsten, und reibe dann Fluß darunter. Man kann auch andern Crocus Martis zu dieser Farbe gebrauchen: aber der erst beschriebene wird schöner roth ausfallen.

§. 137.

Gelb. Hiezu nimmt man neapolitanisches Gelb, bringet solches in groben Stücken in einen Schmelztiegel, und lässet es wohl erglühen. Wenn man e sausgenommen hat und es erkaltet ist, so reibet man den Fluß darunter. Man kann dieses Gelb auch gebrauchen, wie man es kaufet: allein, wenn es nicht ausgeglüht ist, wird es fleckigt.

Schwefelgelb. Zu eilf Theilen neapolitaner Gelb wird der zwölfte Theil Grün genommen, und mit dem Fluß abgerieben.

§. 138.

Gelbes aus dem Antimonium. 1) Goldgelb: vier Loth Antimonium crudum oder

rohes Spiesglas, 8 Loth Goldglätte, 4 Loth Zinnasche (davon die Zubereitung weiter unten nachzusehen ist), 1 Loth Eisenfeilspäne oder Eisenrost.

2.) Hellgelb: 1 Pfund Spiesglas, 2 Pfund Goldglätte, 2 Pfund Zinnasche. Wenn alles geschmolzen, so wird es ausgenommen, und so schwer Glasur als Farbe untereinander gerieben.

§. 139.

Grün. Man nimmt reine Stücke Kupfer, schneidet oder feilet sie klein, und verfährt damit wie mit dem Eisen im §. 136.

Meergrün. Man nimmt von der erst beschriebenen grünen Farbe, worunter schon der Fluß gerieben ist 1 Theil und eben so viel Blau.

§. 140.

Braun. Man nimmt ausgeglühten Braunstein 1 Theil und Fluß 1 Theil.

§. 141.

Schwarz. Mann wird ungebrannten Braunstein nehmen, und wenig Fluß darunter reiben. Auch bedient man sich des Hammerschlags, welchen man bei den Hufschmieden bekommt.

§. 142.

Glasur ist eine Komposizion, den feuervesten Erdengevåsen einen Glanz zu geben. Indem aber die Glasur aus verschiedenen Substanzen zusammengesezt wird, deren jede eine eigne Zubereitung bedarf: so will ich eine nach der andern beschreiben.

Die erste Substanz ist die Zinnasche, welche auf folgende Weise gemacht wird: Man wird 7 ½ Pfund Blei nehmen, welches aber reines oder Stokblei seyn muß; dieses schmelzet man mit 4 Pfund guten und reinen Zinn zusammen. Dann wird es durch die Kalzinazion eingeåschert.

Die zweite Substanz ist das sogenannte Meistergut, welches aus 3 ¼ Pfund Suda und 9 Pfund reinen weisen Sand oder Kieselmehl zusammengeschmolzen wird.

Die dritte Substanz ist das Kochsalz, welches aber vorher sehr wohl gedörret werden muß.

Um Glasur zu machen nimmt man 3 ⅛ Pfund Meistergut, Zinnaschen 2 ½ Pfund, Salz 1 ¼ Pfund. Bei diesem Verhåltniß muß man bleiben. Man wird alles wohl vermischen und zusammenschmelzen

schmelzen. Wenn man Gebrauch davon machen will: so muß dieselbe erstlich fein gestossen, und sodann auf der Glasmühle gemahlen werden.

§. 143.

Das Gold als Schmelz zuzurichten, bedarf weniger Umstände. Man wird Dukatengold feilen, und diesen Goldfeilstaub in Königswasser auf die Art auflösen, welche im §. 133. ausführlich beschrieben ist. Nur wird diese gesättigte Soluzion nicht, wie dorten, mit Wasser verdünnet, auch kein Zinn hineingeleget, sondern man wird ungarischen Vitriol in Wasser auflösen, diese Auflösung durch eine reine zarte Leinwand seihen, und davon tropfenweise in die Goldauflösung fallen lassen, bis sich nichts mehr präzipitiret. Man wird, wenn sich alles zu Boden begeben hat, die Flüssigkeit vorsichtig abgüssen, den Bodensatz einigemal mit reinem Wasser absüssen, und sie auf feinem Löschpapier troknen. Nun lässet man Borax im Schmelztiegel flüssen, und güsset ihn aus. Wenn er erkaltet ist: so nimmt man 1 Schwere Goldpräzipitat und 2 Schweren von diesem Borax, reibet es in einer gläsernen Reibschaale etliche Stunden sehr wohl ab. Man wird es sodann mit Spiköl und einem Haarpinsel auf Glas oder Porzellän auftragen, und wenn es aus dem Schmelzfeuer kommt, die schönste Vergoldung haben, die man sodann matt lassen oder glätten kann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Johann Leonhard,

Farbenkunde für Mahler und Liebhaber der Kunst

Erlangen 1798

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Art.151
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11081498-5
VD18 11545429-006